

**DUISBURGER BEITRÄGE zur SOZIOLOGISCHEN
FORSCHUNG**

No. 7/2004

Wohnungslosigkeit.

Ein verdrängtes Phänomen am Rand der Gesellschaft

Henning van den Brink

Teilstudie des DFG-Forschungsprojekts zum Thema „Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen – Teilnehmende Beobachtung des Alltags von operativen Kräften“ unter der Leitung von Prof. Dr. Hermann Strasser

Herausgeber der „Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung“ ist das Institut für Soziologie.
Kontaktadresse:

Universität Duisburg-Essen
Standort Duisburg
Fakultät für Gesellschaftswissenschaften
Institut für Soziologie
e-mail: sigurd.matz@uni-duisburg.de
Lotharstraße 65
D – 47048 Duisburg

Ein Verzeichnis aller bisher erschienenen Beiträge befindet sich im Anhang.

ISSN 0949-8516 (Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung)

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
2	Die Randgruppe(n) der Wohnungslosen – oder: Die vielen Gesichter der Wohnungslosigkeit	5
3	Wohnungslosigkeit in Zahlen	7
3.1	Entwicklung in Deutschland	7
3.2	Entwicklung in Nordrhein-Westfalen	8
3.3	Entwicklung in Duisburg	13
4	Struktur und Organisation der Wohnungslosenhilfe	14
5	„Man kann auf der Straße leben und trotzdem ein anständiger Bürger sein.“ – Ergebnisse einer qualitativen Studie	17
5.1	Einige methodische Vorbemerkungen	17
5.2	Die Gruppe der Wohnungslosen – lose Gesellschaft oder geschlossene Gemeinschaft?	18
5.3	„Es ist nicht der klassische Berber, der hierher kommt, sondern eher der Bürger, der gestrauchelt ist.“ – Von der Arbeit mit Wohnungslosen	21
6	Zusammenfassung	26
	Literatur- und Quellenverzeichnis	28
	Weiterführende Links	30
	Anhang	31

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Wohnungslose in Deutschland 1994-2002 (Schätzung)	7
Abbildung 2: Obdachlose Personen und Haushalte in Nordrhein-Westfalen 1975-2003	8
Abbildung 3: Obdachlose Mehr- und Einpersonenhaushalte in Nordrhein-Westfalen 1975-2003	9
Abbildung 4: Obdachlose Personen je 1.000 Einwohner in Nordrhein-Westfalen nach Regierungsbezirken 1993-2003	10
Abbildung 5: Obdachlose Personen je 1.000 Einwohner in Nordrhein-Westfalen nach kreisfreien Städten 1999 und 2003	11
Abbildung 6: Obdachlose Personen je 1.000 Einwohner im Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) nach Verwaltungsbezirken 2003	12
Abbildung 7: Ordnungsrechtlich untergebrachte und nichtsesshafte Personen in Duisburg 1997-2000	13
Abbildung 8: Modell der gespaltenen Wohnraumversorgung	15
Abbildung 9: Straßenzeitungen in Deutschland (Auswahl)	16

1 Einleitung

Zu den Selbstverständlichkeiten in den westlichen Industrienationen gehört es, ein Dach über den Kopf zu haben, das nicht nur gegen Kälte und Regen schützt, sondern auch als privater Rückzugsort für die täglichen Verrichtungen wie Essen und Trinken, Schlafen und Körperpflege dient. Dennoch gibt es Menschen, die über keine eigene Wohnung verfügen und in Notunterkünften wohnen, abwechselnd in Obdachlosenasylen und bei Freunden übernachten oder ganz auf der Straße leben – „Platte machen“, wie sie es selbst nennen.¹ Arbeitslosigkeit, Scheidung, psychische oder physische Erkrankungen gehen der Wohnungslosigkeit in den meisten Fällen voraus, zunehmend begleitet von Alkohol-, Tabletten- oder Drogenabhängigkeit. Und gerade diese Mehrfachproblematik ist es, die es immer mehr Wohnungslosen schwer macht, ins bürgerliche Leben zurückzukehren. Das Leben am Rande der Gesellschaft wird für sie zum Dauerschicksal. Doch manche wollen auch gar nicht mehr zurück, haben sich bewusst für ein Leben entschieden abseits bürgerlicher Wertvorstellungen, ein Leben abseits von Konsum, geregelter Arbeit und Familie.

Viele Obdachlose führen – ob nun gewollt und zwangswise – ein öffentliches Leben. Und trotzdem kennt man sie kaum. Der Kontakt der Bevölkerung mit Obdachlosen beschränkt sich in der Regel darauf, dass man entweder im Bahnhof oder in der Innenstadt mit schnellen Schritten an ihnen vorbeigeht oder eine Münze in ihren vor einem Pappschild aufgestellten Hut wirft. Vielleicht hat sich der eine oder andere auch schon mal eine Obdachlosenzeitung gekauft, die dort von einigen Betroffenen angeboten werden. Aber ansonsten speist sich das Bild des Obdachlosen aus den Medien. Niemand möchte denjenigen zu nahe kommen, die auf der gesellschaftlichen Hierarchiestufe ganz unten stehen.

Die Randgruppen- und Armutsforschung hat sich vor allem in den 70er Jahren intensiv mit Obdachlosen, ihren Lebensweisen, -verläufen und -einstellungen auseinandergesetzt. Da das Problem der Obdachlosigkeit von offizieller Seite nur unzureichend erfasst ist – Nordrhein-Westfalen und Saarland führen als einzige Flächenländer Statistiken über die Zahl der in Notunterkünften untergebrachten Obdachlosen –, wurde und wird häufig ein qualitativer Feldzugang gewählt. Offene und verdeckt teilnehmende Beobachtungen sowie problemorientierte und biografische Interviews sind die bevorzugten Methoden, die in zahlreichen Untersuchungen zum Einsatz kamen und Erstaunliches, Nachdenkenswertes, Erschreckendes und Unterhaltsames zu Tage förderten.

Als Grundlage der vorliegenden Arbeit dient eine Teilstudie, die im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts „Da draußen ist ein Zoo und wir sind die Dompteure“: Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen – Teilnehmende Beobachtung des Alltags von operativen Kräften“ im Frühjahr 2003 erstellt wurde. Das im September 2001 begonnene Forschungsprojekt unter der Leitung von Prof. Dr. Hermann Strasser ist im März 2004 abgeschlossen worden. Ziel der Studie war es, die Beziehung zwischen Polizei und sozialen Minderheiten darzustellen, Alltagskonflikte zwischen den Polizeibeamten und ihrem polizeilichen Gegenüber zu analysieren und auf der Grundlage der wissenschaftlichen Befunde Fortbildungsprogramme und Projekte zu entwickeln, um das Miteinander von Polizeibeamten und ethnischen Minderheiten sowie sozialen Randgruppen zu erleichtern und Konfliktpotenziale abzubauen.

Die Teilstudie „Wohnungslose und Polizei“ umfasste zwanzig Leitfadeninterviews, die im Frühjahr 2002 in Duisburg mit jeweils zehn Wohnungslosen und zehn Mitarbeitern der

¹ Weitere Ausdrücke der „Berbersprache“ findet man bei Heins (1993: 150).

Wohnungslosenhilfe geführt worden sind. Die für die Beschreibung und Bewertung der Entwicklung der Wohnungslosigkeit verwendeten statistischen Daten wurden für den vorliegenden Beitrag größtenteils aktualisiert. Entsprechend der inhaltlichen Ausrichtung des Forschungsprojekts lag der Schwerpunkt der Teilstudie darauf, das Verhältnis der Wohnungslosen zur Polizei aus der Sicht der Wohnungslosen und der Wohnungslosenhilfe genauer unter die sozialwissenschaftliche Lupe zu nehmen. Daneben wurde aber auch auf zahlreiche andere Gesichtspunkte, die im Leben von Obdachlosen eine Rolle spielen, näher eingegangen. Zu dem Schwerpunktthema ist bereits ein Auszug dieser Teilstudie veröffentlicht worden.²

Hier sollen deswegen jene Untersuchungsergebnisse vorgestellt werden, die nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schwerpunktthema stehen. Stattdessen steht die Beantwortung folgender Untersuchungsfragen im Mittelpunkt: Aus welchen Gruppen und „Typen“ setzen sich Wohnungslose zusammen? Wie hat sich die Wohnungslosigkeit in den letzten Jahren quantitativ entwickelt und qualitativ verändert? Wie ist die Wohnungslosenhilfe in Deutschland aufgebaut? Wie ist das Verhältnis der Wohnungslosen untereinander?

Bei all diesen Fragen steht zwar die Duisburger Situation im Vordergrund. Die regionalen Besonderheiten sollen herausgearbeitet werden und zu einem möglichst anschaulichen Lagebild verdichtet werden. Es soll aber vor allem darum gehen, dem Leser ein Phänomen am Rande der Gesellschaft näher zu bringen, über deren Ausmaß und deren Entwicklung auf der Makro-Ebene ebenso zu informieren wie auf der Mikro-Ebene über die Wohnungslosen selbst und ihr Selbstverständnis, ihre Handlungsorientierungen, ihre Lebenssituation.

Im ersten Teil des Beitrags (Kapitel 2-4) werden zunächst die besonderen Lebensumstände von Wohnungslosen beschrieben. Die scheinbar homogene Gruppe der Wohnungslosen wird genauer in den Blick genommen und ihre Subgruppierungen spezifiziert. Dann wird die Entwicklung der Obdachlosigkeit in Deutschland, in Nordrhein-Westfalen und schließlich in Duisburg analysiert. Darauf folgt eine kurze Beschreibung der Struktur und Organisation der Wohnungslosenhilfe in Deutschland und speziell in Duisburg. Im zweiten Teil (Kapitel 5) werden jene Ergebnisse der eigenen qualitativen Studie präsentiert, die für die oben genannten Fragestellungen relevant sind. Dabei werden erst die Interviews mit den Wohnungslosen und anschließend die Interviews mit den Mitarbeitern der Wohnungslosenhilfe ausgewertet und mit Interviewzitaten illustriert. Am Schluss werden die wichtigsten Ergebnisse noch einmal in komprimierter Form zusammengetragen.

Für interessante Anmerkungen und hilfreiche Anregungen bereits zu der Teilstudie danke ich Prof. Dr. Hermann Strasser, Dr. Thomas Schweer und Anja Mensching. Mein besonderer Dank gilt den Wohnungslosen und den Mitarbeitern der Wohnungslosenhilfe, die sich für ein Interview zur Verfügung stellten und mir so einen Einblick in ihre Lebens- und Arbeitswelt gewährten. Bei drei Mitarbeitern der Duisburger Wohnungslosenhilfe, die aus Anonymitätsgründen hier nicht genannt werden, bedanke ich mich außerdem dafür, dass sie den Kontakt zum Untersuchungsfeld herstellten und damit entscheidend zum Gelingen dieser Untersuchung beigetragen haben.

² Hermann Strasser und Henning van den Brink (2003): Von Wegschließen und Ausgeschlossenen. Ergebnisse einer Studie über Obdachlose und die Polizei in Duisburg. In: Soziale Probleme, Jg. 14, H. 2, S. 163-187. Weitere projektbezogene Publikationen: Lillig (2004a), Schweer/Strasser (2003), Strasser/Zdun (2003) sowie die im Rahmen dieser Reihe erschienenen Beiträge von Lillig (2004b) und Zdun (2004).

2 Die Randgruppe(n) der Wohnungslosen – oder: Die vielen Gesichter der Wohnungslosigkeit

Die soziale Randgruppe der Wohnungslosen gehört zu den rund 3% der Bevölkerung, die am ehesten Gefahr laufen, nicht nur vorübergehend unter die Armutsgrenze zu fallen, sondern in permanenter Armut zu leben (vgl. Geißler 2002: 256ff.). Die stark benachteiligte Soziallage ist oft mit einem Hang zur sozialen Isolation und mit überdurchschnittlich häufigen physischen und psychischen Erkrankungen in Kombination mit ärztlicher Unterversorgung verbunden; häufig zu beobachten ist weiterhin eine Zunahme von Orientierungsunsicherheiten und Verhaltensauffälligkeiten, von negativen Selbsteinschätzungen und geringem Selbstvertrauen, von Apathie und Resignation, von Aggressivität und Kriminalität (Geißler 2002: 266). Die Ursachen für Wohnungslosigkeit sind vielschichtig. Sie treten häufig in sich gegenseitig verstärkender Art und Weise im individuellen Lebensverlauf auf. Neben den individuellen Ursachen wie z.B. Drogenabhängigkeit gibt es strukturelle Ursachen für Wohnungslosigkeit. So steht die quantitative Entwicklung der Wohnungslosigkeit in einem engen Zusammenhang mit der jeweiligen Situation auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt (Marciniak 1990: 53).

„Sandler“, „Berber“, „Tippelbruder“, „Pennbruder“, „Penner“, „Trebegänger“, „Landstreicher“, „Stadtstreicher“, „Nichtsesshafter“, „Obdachloser“ sind die gängigsten Bezeichnungen für Menschen ohne Wohnung. Dieser „heillose Begriffswirrwarr“ (Geißler 2002: 256) zeigt die entwertende Undifferenziertheit und Stigmatisierung, mit der diese Begriffe im alltäglichen und teilweise auch noch im administrativen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch benutzt werden. Dass es sich bei Wohnungslosen um eine äußerst heterogene Gruppe mit unterschiedlichen Lebensentwürfen und -verläufen handelt und dass es zwischen den einzelnen Gruppierungen noch etliche fließende Übergänge gibt, passt nicht in die stereotypen Vorstellungen von Medien und Bürgern. Mal sind sie romantisierte Außenseiter, die sich allen gesellschaftlichen Konventionen widersetzen, mal sind sie desozialisierte Randständige, die durch Betreuung wieder in die Gesellschaft reintegriert werden sollen, dann wieder sind sie mutmaßliche Störer der öffentlichen Ordnung, die ins Visier ordnungspolitischer und polizeilicher Maßnahmen geraten (vgl. Ludwig-Mayerhofer et al. 1997: 1).

Allerdings lässt sich eine vereinfachende Typisierung nicht gänzlich vermeiden, wenn man bei der Darstellung von Obdachlosigkeit auf analytische Kategorien zurückgreifen möchte. So teilt Angele (1989: 19ff.) die Wohnungslosen in folgende drei Gruppen ein:

- *Manifest Obdachlose* sind in Notunterkünften (ausgenommen Asylbewerber- und Ausiedlerheime) untergebracht und tauchen somit in den (wenigen) amtlichen Statistiken als Obdachlose auf.
- *Latent Obdachlose* leben – mit oder ohne Mietvertrag – in unzureichenden Wohnverhältnissen. Diese mit Abstand größte Gruppe ist wegen mangelnder finanzieller Rücklagen einem hohen Risiko ausgesetzt, schon kurzfristig in manifeste Obdachlosigkeit abzuleiten.
- *Wohnungslose* haben kein dauerhaftes Dach über dem Kopf und leben im Freien. Als Übernachtungsmöglichkeiten bieten sich ihnen lediglich Obdachlosenasyle („Sleep-Ins“), Kellereingänge, leerstehende Wohnungen und ähnliches. Ordnungsrechtlich werden Wohnungslose als Personen ohne festen Wohnsitz („ofW“) bezeichnet.

Jochum (1996: 191ff.) unterscheidet in seiner Münchener Studie zwischen fünf „Typen“ von Wohnungslosen, wobei er sich an deren Lebensführung und -einstellung orientiert.

- *Der Arbeiter* ist ständig um Arbeit bemüht, distanziert sich von „echten“ Stadtstreichern, akzeptiert die vorherrschenden gesellschaftlichen Werte und strebt (wieder) eine bürgerliche Identität an.
- *Der Lebenskünstler* will autonom gegenüber den offiziellen Stellen sein, sucht den Kontakt zu Bürgern und schafft sich eine neue eigene Identität als „Lebenskünstler“, die im Gegensatz zu einer „bürgerlichen“ Identität steht.
- *Der Einzelgänger* hat sich mit seinem Scheitern abgefunden, lebt zurückgezogen, meidet jeglichen Kontakt zu Mitmenschen und solidarisiert sich allenfalls mit dem *Arbeiter*.
- *Der Stadtstreicher* lebt in der Gruppe derer, die, wie er selbst auch, gescheitert sind, meidet Kontakt zu Bürgern, organisiert sich nur noch das Notwendigste, vor allem Alkohol, will aber – ähnlich wie der *Lebenskünstler* – nicht allein von der Hilfe offizieller Stellen abhängig sein.
- *Der ostentative Stadtstreicher* zeigt sein Scheitern demonstrativ in der Öffentlichkeit, besitzt dabei aber keine antibürgerliche Haltung wie der *Lebenskünstler*, konsumiert große Mengen Alkohol und geht häufig Betteln („Sitzung machen“).

Bei der Untersuchung von Wohnungslosigkeit muss weiterhin differenziert werden zwischen den Wohnungslosen, die im Hilfesystem versorgt werden, und jenen, die sich außerhalb jeglicher (stationärer) Hilfeeinrichtungen bewegen (vgl. Schmid 1990: 109ff.). Hier kann man noch einmal unterscheiden zwischen solchen, die ihre Wohnungslosigkeit frei gewählt haben als Gegenentwurf zum bürgerlichen Leben, und solchen, die auf Grund individueller Problemkonstellationen durch das soziale Netz gefallen sind. In den letzten Jahren hat das Differenzierungsmerkmal „alleinstehend“/„nicht-alleinstehend“ besonders im Hinblick auf den Umfang und die Art der Betreuung an Bedeutung gewonnen. Alleinstehende Wohnungslose stellen inzwischen den Großteil der Klientel der Wohnungslosenhilfe (vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe 2004; Marcinak 1990: 53; Stadt Duisburg 1996: 33ff.). Bei ihnen überlagern sich häufig Wohnungslosigkeit, Arbeitslosigkeit, Drogen-/Alkoholabhängigkeit, physische/psychische Behinderungen und aggressives/kriminelles Verhalten – „soziale Probleme, die schon für sich allein genommen kaum aus eigener Kraft zu bewältigen sind“ (Specht-Kittler 1994: 32).

Der Begriff des Wohnungslosen wird häufig in einem weiteren Sinne gebraucht – so auch von der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. –, der die manifesten und latenten Obdachlosen mit einschließt (vgl. Geißler 2002: 256; Ludwig-Mayerhofer et al. 2000: 227ff.).³ In der Wohnungslosenhilfe werden Personen, die von Wohnungslosigkeit aktuell betroffen, unmittelbar bedroht oder in unzumutbaren Wohnverhältnissen leben, unter dem Oberbegriff *Wohnungsnotfälle* zusammengefasst (vgl. Stadt Duisburg 1996: 4f.).

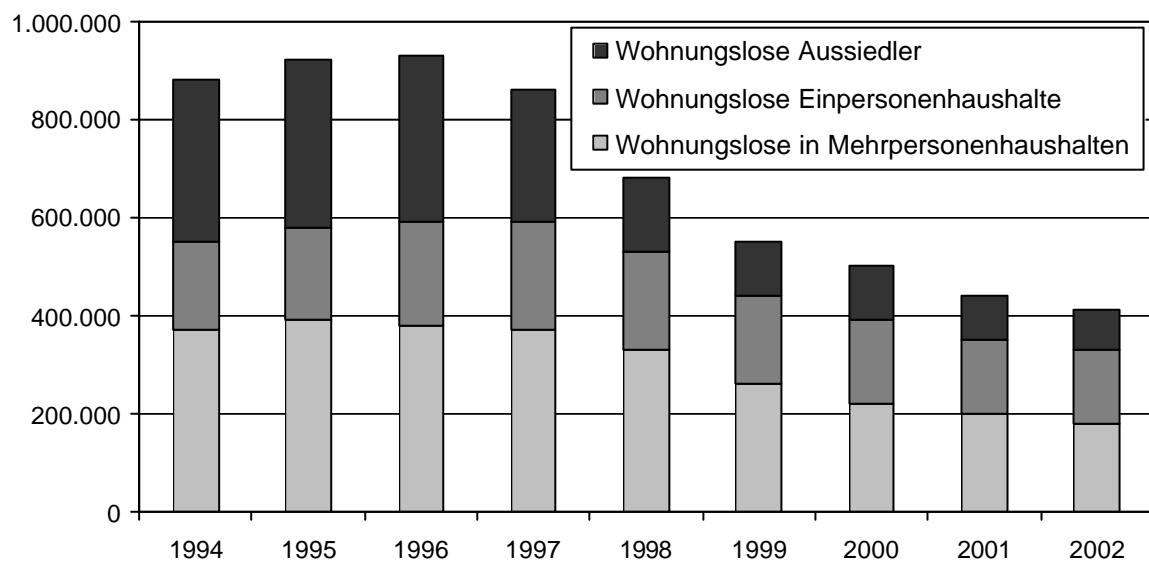
³ Im Verlauf der weiteren Ausführungen wird deswegen nur noch von Wohnungslosen die Rede sein, es sei denn, dass eine Differenzierung oder Typisierung für die Interpretation notwendig erscheint. In Zitaten sowie bei festgelegten Begrifflichkeiten (z.B. Obdachlosenasyl, Obdachlosenstatistik) wird ebenfalls keine vereinheitlichende Veränderung von „Obdachlosen“ zu „Wohnungslosen“ vorgenommen. Es wird weiterhin nur die männliche Form verwendet, was in keiner Weise eine Diskriminierung des weiblichen Geschlechts darstellen soll, sondern zur besseren Lesbarkeit und im Sinne der stilistischen Klarheit geschieht.

3 Wohnungslosigkeit in Zahlen

3.1 Entwicklung in Deutschland

Eine bundesweite Obdachlosenstatistik existiert bis heute nicht. Nach den Schätzungen der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (2004) lebten im Jahr 2002 330.000 Wohnungslose in Deutschland (Abbildung 1).⁴ Davon sind etwas mehr als die Hälfte Männer und jeweils ein knappes Viertel Frauen bzw. Kinder⁵ und Jugendliche. 13% der alleinstehenden Wohnungslosen, ungefähr 20.000 Menschen, lebten im Laufe des Jahres 2002 ohne Unterkunft auf der Straße, darunter ca. 2.000 Frauen. Frauen sind nicht nur zahlenmäßig unterrepräsentiert, sondern in der Öffentlichkeit auch weitaus weniger als wohnungslos zu identifizieren. Denn Frauenwohnungslosigkeit ist zum großen Teil verdeckte Wohnungslosigkeit (vgl. Enders-Dragässer et al. 2000: 94ff.; Nahr/Orth 1999: 115).⁶ Somit stellt sich Wohnungslosigkeit als eine männliche Erscheinung dar. Auffällig ist, dass zwar die Zahl der wohnungslosen *Mehrpersonenhaushalte* deutlich gesunken ist, die Zahl der wohnungslosen *Einpersonenhaushalte* jedoch nur geringfügig abgenommen hat. Auf diese Entwicklung wird im folgenden Kapitel anhand präziserer Daten aus Nordrhein-Westfalen ausführlicher eingegangen.

Abbildung 1: Wohnungslose in Deutschland 1994-2002 (Schätzung)



Quelle: Eigene Darstellung nach Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (2004)

⁴ Nicht darin enthalten sind 80.000 wohnungslose Aussiedler, die in Übergangswohnheimen leben.

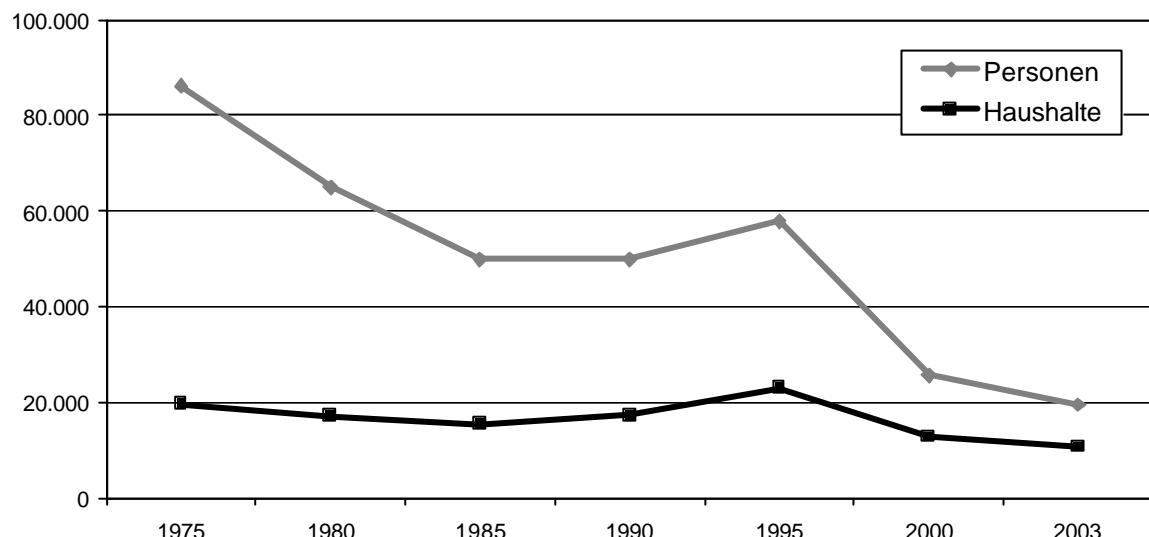
⁵ 50.000 Kinder erhalten nach Angaben des Bundesverbands Deutsche Tafel e.V. täglich Lebensmittelhilfen von den Tafeln (Die Tafeln 2001: 8). Zum Thema Straßenkinder vgl. auch Degen (1995), Permien (1998) und Romahn (2000).

⁶ In Amerika wird dieses Phänomen „Shadow Women“ genannt und ist dort noch erheblich stärker ausgeprägt als hierzulande (vgl. Bard 1990; Biel 1996). Zum Thema Frauenwohnungslosigkeit vgl. auch Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1996).

3.2 Entwicklung in Nordrhein-Westfalen

Als einziges Flächenland neben dem Saarland verfügt Nordrhein-Westfalen über eine offizielle Obdachlosenstatistik. Allerdings liefert diese Statistik nur einen Ausschnitt der tatsächlichen Wohnungslosigkeit. Sie zählt nur diejenigen Wohnungslosen, die ordnungsrechtlich in Notunterkünften untergebracht sind. Diejenigen, die von stationären Hilfsprogrammen nicht erreicht werden oder nicht erreicht werden wollen, werden nicht erfasst.⁷ Trotz dieser Einschränkung bieten die Zahlen des Landesamtes für Statistik und Datenverarbeitung Nordrhein-Westfalen (LDS NRW) zumindest die Möglichkeit, die Entwicklung der registrierten Obdachlosen in Nordrhein-Westfalen systematischer zu untersuchen als das auf Bundesebene möglich ist.

Abbildung 2: Obdachlose Personen und Haushalte in Nordrhein-Westfalen 1975-2003



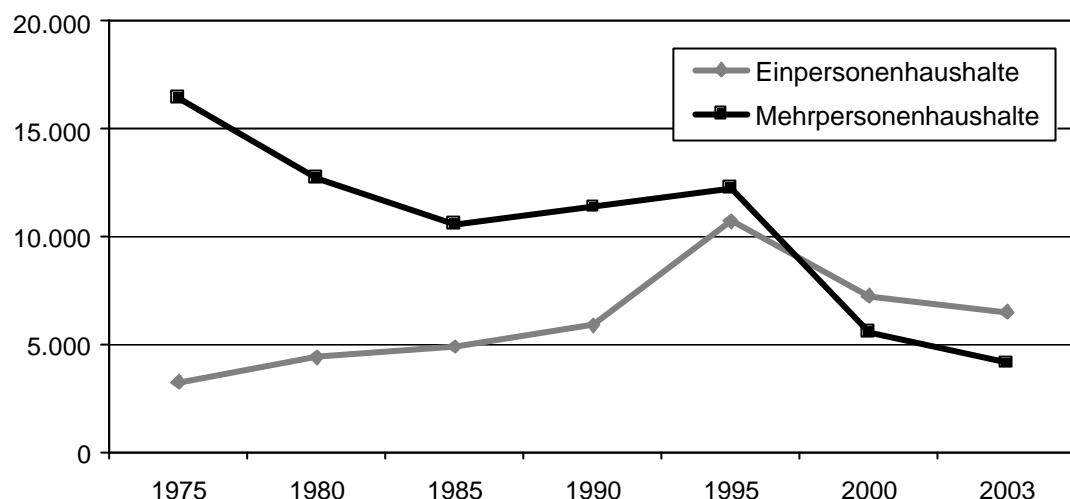
Quelle: Eigene Darstellung nach LDS NRW (2001, 2004)

Seit 1975 ist die Zahl der (manifest) Obdachlosen in Nordrhein-Westfalen – abgesehen von einem kurzen Anstieg Mitte der 90er Jahre – kontinuierlich zurückgegangen (Abbildung 2).

⁷ In Anlehnung an die ordnungs- und sozialrechtlichen Definitionen von Obdachlosigkeit ist obdachlos im Sinne dieser Erhebung, wer ohne Unterkunft ist, wem der Verlust seiner ständigen oder vorübergehenden Unterkunft unmittelbar bevorsteht, wessen Unterkunft nach objektiven Anforderungen derart unzureichend ist, dass sie keinen menschenwürdigen Schutz vor den Unbillen der Witterung bietet oder bei Benutzung mit Gefahren verbunden ist und wer dabei nach seinen Einkommens-, Vermögens- oder Familienverhältnissen sowie aus sonstigen Gründen nicht in der Lage ist, sich und seinen engsten Angehörigen, mit denen er gewöhnlich zusammenlebt (Ehegatte, Kinder), aus eigenen Kräften eine Unterkunft zu beschaffen. Obdachlos ist auch, wer ohne eine Wohnung zu haben, in der vorübergehenden Unterbringung dienenden (Not-)Unterkünften der öffentlichen Hand untergebracht oder auf Grund des § 19 Ordnungsbehördengesetz Nordrhein-Westfalen (OBG NRW) in eine Normalwohnung eingewiesen worden ist. Obdachlos im Sinne dieser Erhebung ist *nicht*, wer nicht sesshaft ist und nach seiner Lebensart auch keine Anzeichen für eine künftige Sesshaftigkeit erkennen lässt, wer unter einem Wohnungsnotstand leidet, weil er auf Grund seines Gesundheitszustandes, seines Alters oder anderer Umstände in Verbindung mit seiner Mittellosigkeit in den von ihm bewohnten Räumen unzureichend untergebracht ist, wer sich um politisches Asyl in der Bundesrepublik Deutschland bewirbt oder wer als Aussiedler vorübergehend untergebracht ist.

Kamen 1975 noch fünf Obdachlose auf 1.000 Einwohner, war es 2003 nur noch einer. Ebenso sank die Zahl der obdachlosen Haushalte. Diese Entwicklung deutet auf den ersten Blick auf eine Entspannung der Obdachlosenproblematik in Nordrhein-Westfalen hin. Hauptursächlich für diesen Rückgang ist, dass die Kommunen inzwischen nicht erst die Obdachlosigkeit ihrer Einwohner abwarten, sondern immer mehr präventive Hilfemaßnahmen ergreifen, um den drohenden Verlust der Wohnung rechtzeitig abzuwenden.⁸

Abbildung 3: Obdachlose Mehr- und Einpersonenhaushalte in Nordrhein-Westfalen 1975-2003



Quelle: Eigene Darstellung nach LDS NRW (2001, 2004)

Ein differenziertes Bild ergibt sich jedoch, wenn man die Obdachlosen nicht als Gesamtzahl erfasst, sondern in Ein- und Mehrpersonenhaushalte aufteilt (Abbildung 3). Standen in der nordrhein-westfälischen Obdachlosenstatistik im Jahr 1975 noch 16.000 Mehrpersonenhaushalte 3.000 Einpersonenhaushalten gegenüber, sind im Jahr 2003 4.000 Mehr- und 6.000 Einpersonenhaushalten registriert. Während sich die Anzahl obdachloser Mehrpersonenhaushalte um mehr als zwei Drittel verringerte, stieg die Zahl der obdachlosen Einpersonenhaushalte um gut das Doppelte. Somit veränderte sich das Verhältnis obdachloser Mehr- zu Einpersonenhaushalten von 5:1 zu 1:1,5.

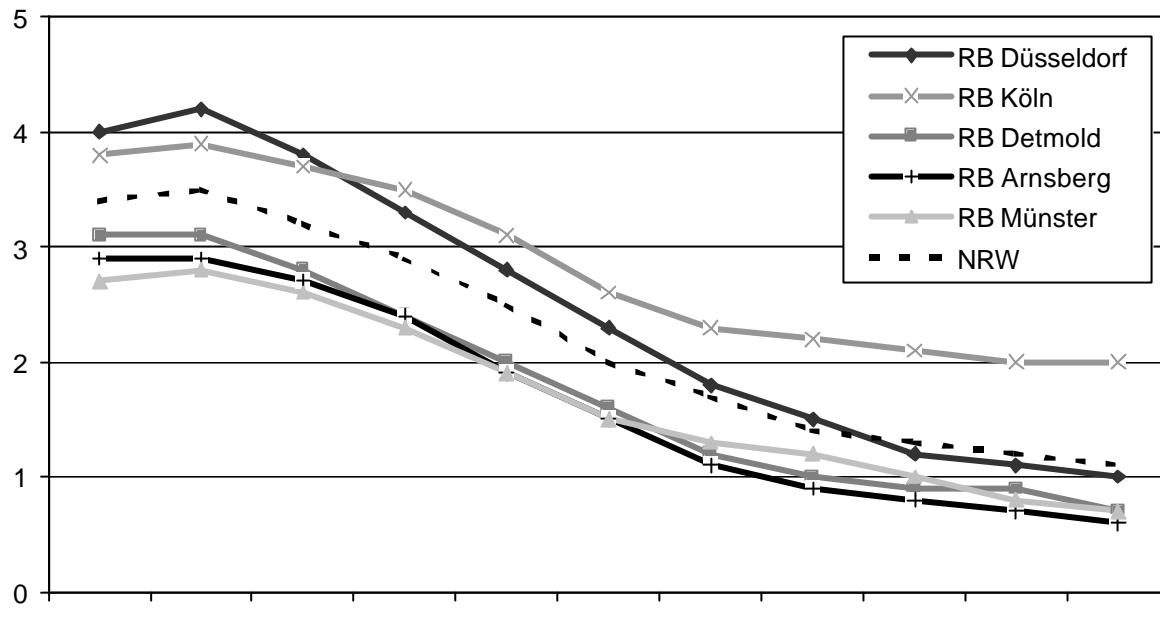
Wie der Vergleich zwischen den fünf Regierungsbezirken Nordrhein-Westfalens veranschaulicht (Abbildung 4), gingen die Obdachlosenzahlen auch nicht überall gleichmäßig zurück. Vielmehr gibt es regionale Unterschiede, was das Ausmaß und die Entwicklung der Obdachlosigkeit angeht, die sich z.T. noch verschärft haben. Der Regierungsbezirk Köln beispielsweise weist eine mehr als doppelt so hohe Belastung mit Obdachlosigkeit auf als die übrigen vier Regierungsbezirke.

Auch in den einzelnen Städten der Regierungsbezirke Nordrhein-Westfalens haben sich die Obdachlosenzahlen zwischen 1999 und 2003 unterschiedlich stark zurückentwickelt (Abbildung 5). Während sich in einigen Städten die Obdachlosenquote mehr als halbierte,

⁸ Deswegen wird die *Wohnungslosenhilfe* heute als ein Teil der umfassenderen *Wohnungsnotfallhilfe* verstanden (siehe Kapitel 4). In diesem Beitrag wird aber noch der Begriff der *Wohnungslosenhilfe* verwendet. Das geschieht vor allem deshalb, weil sich die qualitative Analyse mit Personen beschäftigt, die tatsächlich von *Wohnungslosigkeit betroffen* und nicht „nur“ von *Wohnungslosigkeit bedroht* sind.

fielen die Rückgänge in anderen Städten deutlich geringer aus. Eine Sonderstellung nimmt die Stadt Köln ein, die mit einer Obdachlosenquote von über fünf Obdachlosen auf 1.000 Einwohner mit weitem Abstand an der Spitze der Statistik liegt. In Leverkusen, Bottrop und Duisburg kommt dagegen nur ein Obdachloser auf 5.000 Einwohner.

Abbildung 4: Obdachlose Personen je 1.000 Einwohner in Nordrhein-Westfalen nach Regierungsbezirken 1993-2003⁹



Quelle: Eigene Darstellung nach LDS NRW (2004)

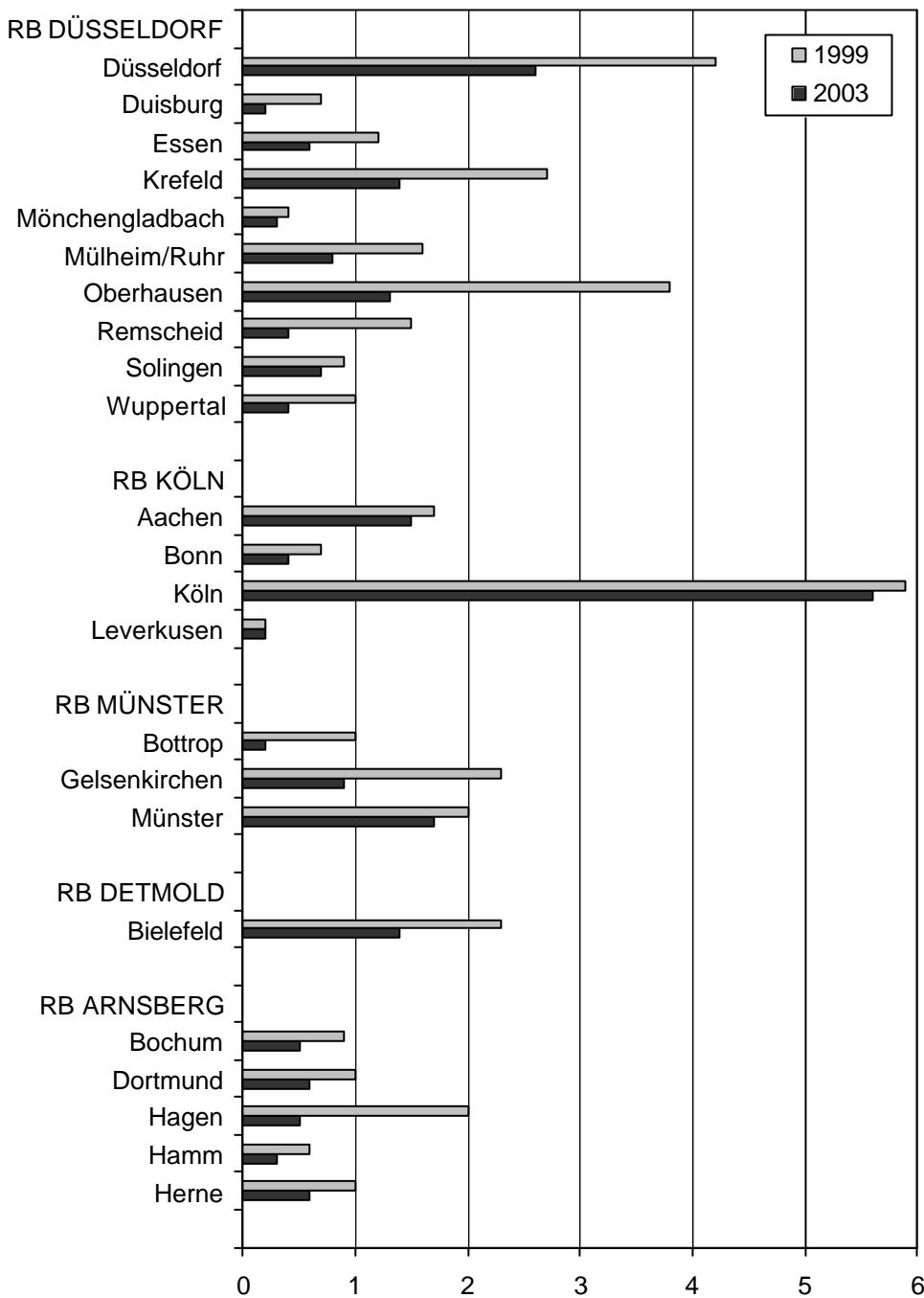
Verantwortlich für diese Differenzen könnte die unterschiedliche Effektivität und Attraktivität des örtlichen Hilfeangebots sein. Nicht nur die lokale Kooperationsstruktur und -kultur hat entscheidenden Einfluss auf erfolgreiche und effektive Hilfemaßnahmen. Auch ein starkes Engagement im Bereich präventiver Hilfemaßnahmen trägt dazu bei, dass Wohnungslosigkeit verhindert wird. Ein attraktives Hilfeangebot in einer Kommune – beispielsweise in Form besserer Ausstattungsstandards, größerer Wohnfläche und geringerer Belegungsdichten in Notunterkünften – kann aber auch Sogeffekte auslösen: Wohnungslose wandern aus anderen Kommunen zu und Wohnungsnotfälle, die z.B. noch bei Freunden untergekommen sind, suchen eher die Wohnungslosenhilfe auf. Diese Sogeffekte können schon mittelfristig die Wirksamkeit des Systems torpedieren. Denn sie führen entweder zu einer Überlastung des bestehenden Angebots oder zu einem weiteren Ausbau, was dann wegen mangelnder finanzieller Ressourcen zu Lasten der Qualität geht (vgl. Wolf 1999: 14).

Wohnungslosigkeit ist auch aus diesem Grund vor allem ein Problem der (Groß-)Städte. Da in ländlichen Gebieten eine über die Notversorgung hinausgehende Betreuung von Wohnungslosen eher selten ist, zieht es viele Wohnungslosen in die nächste Stadt. Dort können sie spezielle Beratungs- und Betreuungsangebote in Anspruch nehmen und den Kontakt zur „Wohnungslosen-Szene“ intensivieren. So erklären sich z.B. die relativ hohen Werte in den

⁹ Stichtag der Obdachlosenstatistik in Nordrhein-Westfalen ist der 30. Juni, jeweils bezogen auf die Gesamtbevölkerung am 31. Dezember des Vorjahres.

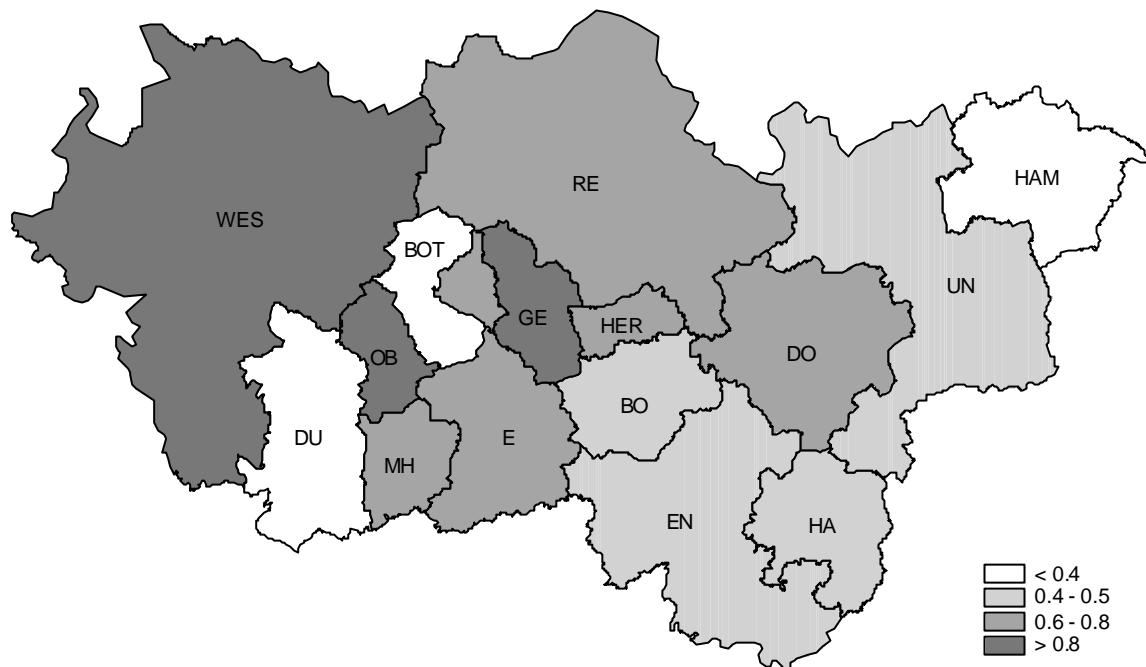
Solitärstädten wie Münster und Bielefeld, die in Regierungsbezirken mit einer insgesamt geringen Obdachlosenquote liegen (Abbildung 5).

Abbildung 5: Obdachlose Personen je 1.000 Einwohner in Nordrhein-Westfalen nach kreisfreien Städten 1999 und 2003



Quelle: Eigene Darstellung nach LDS NRW (2004)

Abbildung 6: Obdachlose Personen je 1.000 Einwohner im Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR)¹⁰ nach Verwaltungsbezirken 2003



Quelle: Eigene Darstellung nach LDS NRW (2004)

Auch bei der Betrachtung des Ballungsraumes Ruhrgebiet fällt auf, dass die beiden Verwaltungsbezirke mit der geringsten Betroffenheit von Obdachlosigkeit (Stadt Duisburg und Stadt Bottrop) unmittelbar an den beiden Verwaltungsbezirken mit der höchsten Betroffenheit (Kreis Wesel und Stadt Oberhausen) angrenzen (Abbildung 6).

Somit stellt sich bei der Analyse der Obdachlosenstatistik immer auch die Frage, ob sich hinter den rückläufigen Zahlen eine tatsächliche Reduzierung von Obdachlosigkeit oder vielleicht nur eine Abwanderung von Obdachlosen in andere Städte verbirgt. Leider kann diese Frage wegen der „diffusen Datenlage“ (Nahr/Orth 1999) über Obdachlosigkeit in der Bundesrepublik nicht eindeutig beantwortet werden. Zusätzlich hängt das Ausmaß von Obdachlosigkeit von zahlreichen lokalen Faktoren ab, die oftmals nur schwer identifiziert bzw. quantifiziert werden können.

¹⁰ Stadt Bochum (BO), Stadt Bottrop (BOT), Stadt Dortmund (DO), Stadt Duisburg (DU), Ennepetal-Ruhr-Kreis (EN), Stadt Gelsenkirchen (GE), Stadt Hagen (HA), Stadt Hamm (HAM), Stadt Herne (HER), Stadt Mülheim (MH), Stadt Oberhausen (OB), Kreis Recklinghausen (RE), Kreis Unna (UN), Kreis Wesel (WES).

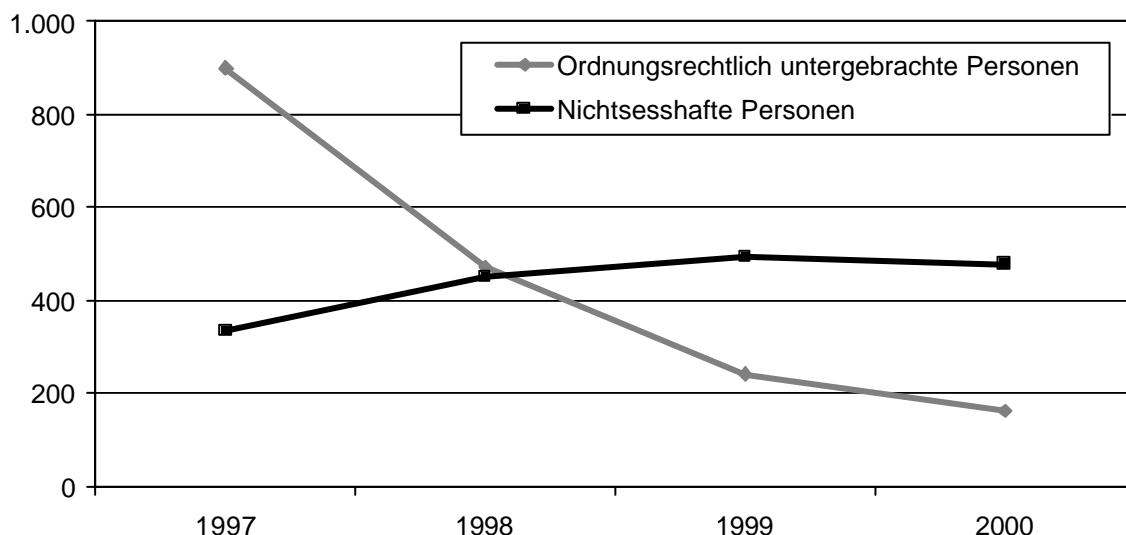
3.3 Entwicklung in Duisburg

Die Duisburger Bürger scheinen den offiziellen Zahlen zufolge vergleichsweise wenig von Obdachlosigkeit betroffen zu sein. Die Zahl derer, die in Duisburg ordnungsrechtlich untergebracht sind, ist in den letzten Jahren kontinuierlich gesunken (Abbildung 7). Diese rückläufige Entwicklung hat dazu geführt, dass viele Notunterkünfte seit 1997 geschlossen wurden (vgl. Stadt Duisburg 2001: 5, 33). Diese vergleichsweise entspannte Situation in Duisburg ist umso erstaunlicher, wenn man berücksichtigt, dass Duisburg 1976 mit 12,6 Obdachlosen auf 1.000 Einwohner von allen Verwaltungsbezirken Nordrhein-Westfalens das größte Ausmaß an Obdachlosigkeit zu verzeichnen hatte (vgl. Becher 1982: 64).

Die präventive Ausrichtung der Duisburger Wohnungslosenhilfe (vgl. Stadt Duisburg 2001: 20ff.) hat sicherlich einen erheblichen Anteil daran, dass sich die Zahl der ordnungsrechtlich untergebrachten Personen in den letzten Jahren so rapide verringert hat. Die Fallzahlen der vorbeugenden Wohnungslosenhilfe hat sich von 1996 bis 2000 um mehr als 50% erhöht. Im gleichen Zeitraum sind die Fallzahlen der städtischen Schuldnerberatung um 150% angestiegen. Der Anteil der präventiven Wohnungsvermittlung an den Gesamtwohnungsvermittlungen für Wohnungsnotfälle betrug im Jahr 2000 37%.

Diese Zahlen zeigen aber auch, dass es eine größer werdende Gruppe in der Bevölkerung gibt, die in Wohnungslosigkeit abzurutschen droht. Der Rückgang ordnungsrechtlich untergebrachter Personen wird nicht nur von einem Anstieg von Klienten im Rahmen präventiver Wohnungsnotfallprogramme begleitet, sondern auch von einem Anstieg wohnungsloser Empfänger von Leistungen nach dem Bundessozialhilfegesetz (BSHG) außerhalb stationärer Einrichtungen (vgl. Stadt Duisburg 1996: 14, 2001: 3ff.). Die Wohnungslosenhilfe in Duisburg steht also vor neuen Aufgaben, die es zu bewältigen gilt.

Abbildung 7: Ordnungsrechtlich untergebrachte und nichtsesshafte Personen in Duisburg 1997-2000



Quelle: Eigene Darstellung nach Stadt Duisburg (2001)

4 Struktur und Organisation der Wohnungslosenhilfe

Die Bekämpfung von Wohnungslosigkeit steht als sozialstaatliches Aufgabenfeld zwischen Ordnungs- und Sozialleistungsrecht. Das Problem der Wohnungslosigkeit müssen in erster Linie die Städte und Gemeinden im Rahmen ihrer kommunalen Selbstverwaltung lösen. Da sich Wohnungslosigkeit aber als Teil eines struktur- und arbeitsmarktpolitischen Gesamtproblems darstellt, ergeben sich für die Kommunen erhebliche Schwierigkeiten bei der Problembewältigung: Ihnen fehlen schlicht die nötigen wirtschafts- und arbeitsmarktpolitischen Befugnisse (Wolf 1999: 11).

Die einzelnen kommunalen Behörden verfügen über recht unterschiedliche Kompetenzen und Interessen bei der Vermeidung, Bekämpfung und Bewältigung von Wohnungslosigkeit. In vielen Städten haben die staatlichen Institutionen freien Trägern der Wohlfahrtspflege die Hilfen für von Wohnungslosigkeit bedrohten und betroffenen Personen und Familien übertragen. Die einzelnen Akteure im Handlungsfeld Wohnungsnotfallhilfe ergreifen unterschiedliche Maßnahmen, die einen „fürsorgenden“ oder einen „ordnenden“ Auftrag erfüllen.

Dabei kommt es häufig zu Überschneidungen und Widersprüchen. Auch weil die bereits angesprochene Mehrfachproblematik vieler Wohnungsnotfälle eine intensive Kooperation und Koordination erforderlich macht, kommt der Abstimmung zwischen der Wohnungslosenhilfe, den Kommunalbehörden, der Polizei, der Straffälligen- und Bewährungshilfe, der Drogenberatungs- und Therapieeinrichtungen eine große Bedeutung zu. In der Praxis funktioniert diese Abstimmung unterschiedlich gut. Ihr wird von den Akteuren z.T. noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl sie hauptverantwortlich für die Effektivität und Effizienz der lokalen Hilfemaßnahmen ist.

In Deutschland ist in den letzten beiden Jahrzehnten ein differenziertes Hilfeangebot für Wohnungslose entstanden. Die großen stationären Einrichtungen sind dabei durch ein dichtes Netz von ambulanten und teilstationären Einrichtungen (Fachberatungsstellen, Tagesstreffs, betreute Wohnformen, Beschäftigungsprojekte, Notschlafstellen, Sleep-Ins etc.) mit präventiver, reintegrativer oder therapeutischer Ausrichtung ergänzt und z.T. abgelöst worden (Rohden 2000: 107).

Wohnungslosenhilfe und Wohnungsnotfallhilfe umfassen sowohl einzelfallbezogene als auch strukturelle Maßnahmen, sowohl materielle als auch immaterielle Hilfen. Zur Wohnungsnotfallhilfe gehören alle Maßnahmen, die zur Sicherung einer bestehenden Wohnung, zur Versorgung mit dauerhaftem und angemessenem Normalwohnraum sowie zur Überwindung von unzumutbaren Wohnverhältnissen beitragen. Eine grundsätzliche Trennungslinie muss dabei zwischen proaktiven und reaktiven Maßnahmen gezogen werden. Während z.B. das Ordnungsamt mit der Einweisung in eine Wohnung oder Unterkunft auf bereits bestehende Wohnungslosigkeit reagiert, versucht das Sozialamt mit präventiven Maßnahmen (z.B. Schuldnerberatung, Wohnungsvermittlung und Mietschuldenübernahme), drohende Wohnungslosigkeit abzuwenden.

Das Modell der gespaltenen Wohnraumversorgung, das für Deutschland charakteristisch ist, macht deutlich, dass die Unterbringung von Wohnungslosen auf sehr unterschiedliche Weise erfolgen kann (Abbildung 8). Die Grenzen zwischen den einzelnen Unterbringungsarten sind häufig fließend. Auch die Fluktuation über die einzelnen Grenzen hinweg ist relativ hoch. Innerhalb der einzelnen Teilektoren können von Stadt zu Stadt, aber auch innerhalb einer Stadt große Unterschiede bestehen, was z.B. im Fall von Obdachlosenunterkünften die Zimmergröße, Zusammensetzung der Bewohner, Betreuungsangebote und Belegungsdichte betrifft.

Abbildung 8: Modell der gespaltenen Wohnraumversorgung

Art der Verteilung und Verfügung des Wohnraums nach Sektoren	Wohnungslosensektor		Wohnungssektor	
	Irreguläre Ersatz- unterkünfte	Reguläre Unterkünfte	Substandard Wohnver- hältnisse	Standard Wohnver- hältnisse
Wohnungsnotfälle				
Markt (Wettbewerb)	Illegale Mehrfachvermietung von Pensionen und Hotels	Billig-Pensionen und Hotels Kopplung von Arbeit und Unterkunft	Alle Arten unzumutbarer Wohnverhältnisse	
Öffentlich (Verwaltung)	Alle Arten von Provisorien wie Container, Turnhallen, Schiffe, Bunker, Zelte, Wohnwagen, Baracken etc.	Asyle für Alleinstehende Obdachlosensiedlungen Unterkünfte für Asylbewerber und Aussiedler	Alle Arten unzumutbarer Wohnverhältnisse	
Gemeinnützig	Notunterkunft Zusatznotplätze in Heimen	Heime für sogenannte Nichtsesshafte Fehlbelegte Heim- und Anstaltsplätze	„Betreutes Wohnen“ als Zwangsauflage für Weitervermietung	
Informell (Solidarität)	„Platte machen“ Landbesetzungen mit Bauwagen Hüttenbau	Hausbesetzungen	Obdach bei Freunden und Bekannten	

Quelle: Specht-Kittler (1992: 97)

Wie in anderen Großstädten auch, bietet in Duisburg neben den staatlichen Institutionen eine Vielzahl wohlfahrtsstaatlicher Institutionen, gemeinnütziger Vereine und Kirchengemeinden wohnungslosen und von Wohnungslosigkeit bedrohten Menschen Hilfe bei der Bewältigung ihrer Lebenssituationen an. Das Angebot reicht von Suppenküchen über Beratungsstellen bis zu Therapieeinrichtungen.

Das Diakoniewerk Duisburg nimmt innerhalb der Duisburger Wohnungslosenhilfe eine dominante Rolle ein. Für mittlerweile fast 90% aller registrierten alleinstehenden, von Wohnungslosigkeit bedrohten und betroffenen Menschen in Duisburg ist diese Institution die erste Anlaufstelle. Auf Grund ihrer großen Bedeutung besonders für die alleinstehenden Wohnungslosen hat sich die zentrale Beratungsstelle des Diakoniewerks nach Verhandlungen mit der städtischen Wohnungslosenhilfe 1999 zu einer sogenannten Clearingstelle entwickelt

(vgl. Stadt Duisburg 2001: 13f.). Ziel des Clearingkonzepts ist es, einen erleichterten Zugang zum sozialen Hilfesystem zu ermöglichen, indem Unterbringung, materielle Versorgung und Beratung „aus einer Hand“ erfolgen. Die „Hemmschwelle“ für Wohnungsnotfälle, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen, soll gesenkt werden.

Daneben kümmert sich seit 1995 die Duisburger Tafel e.V. darum, Bedürftige mit Lebensmitteln zu versorgen. 1963 entstand die Tafelidee in den USA. 1993 kam die Idee dann nach Deutschland und fasste schnell Fuß. 2003 gab es im ganzen Bundesgebiet 320 solcher Tafeln mit insgesamt rund 20.000 ehrenamtlichen Mitarbeitern. Die Tafeln sammeln noch verwertbare, überzählige oder überproduzierte Lebensmittel und geben diese unentgeltlich oder gegen einen symbolischen Betrag an Bedürftige ab. So werden z.B. Produkte, die kurz vor Ablauf des aufgedruckten Haltbarkeitsdatums stehen oder dieses geringfügig überschritten haben, von Supermärkten für die Tafeln gespendet.

Ebenfalls seit Anfang der 90er Jahre hat sich in Deutschland eine neue Art der Hilfe zur Selbsthilfe für Wohnungslose etabliert: „Streetpapers“. Nach dem englischen Vorbild „The Big Issue“ verkaufen Wohnungslose Straßenzeitungen, von dessen Verkaufspreis sie je nach Zeitung einen bestimmten Teil behalten können. Für den Wohnungslosen bietet der Verkauf von Straßenzeitungen die Möglichkeit, sich von seinem „Bettelimage“ zu lösen und erste Schritte in einen geregelten Alltag zu finden. Für den Leser bietet eine Straßenzeitung einen „emotionalen Mehrwert“, da sie soziale Institution und publizistisches Produkt zugleich ist. In Duisburg wird das Straßenmagazin „fiftyfifty“ zum Verkauf angeboten. „Fiftyfifty“ hat eine Auflage von 50.000 Stück und gehört mit „Hinz&Kunzt“ (Hamburg) und „Biss“ (München) zu den größeren der rund 40 Straßenzeitungen in Deutschland (Abbildung 9).

Abbildung 9: Straßenzeitungen in Deutschland (Auswahl)

Name	Verteilungsgebiet	URL
Asphalt	Niedersachsen	http://www.asphalt-magazin.de
Biss	München	http://www.biss-magazin.de
Donaustrudl	Regensburg	http://www.donaustrudl.de
Draußen	Münster, Hamm	http://www.muenster.org/buerger/draussen.html
fiftyfifty	Niederrhein	http://www.fiftyfifty-galerie.de
Frei-e-Bürger	Freiburg	http://www.frei-e-buerger.de
Hempels	Schleswig-Holstein	http://www.hempels-ev.de
Hinz&Kunzt	Hamburg	http://www.hinzundkunzt.de
Motz	Berlin	http://www.motz-berlin.de
Notausgang	Jena	http://www.notausgang-jena.de
Riss	Augsburg	http://www.tuerantuer.de
Ruhrstadt-Zeitung	Essen	http://www.wohnungsloser.de
Strohhalm	Rostock	http://www.wohltat.com/strohhalm.htm
Tagessatz	Kassel, Göttingen	http://www.tagessatz.de
Trott-war	Stuttgart	http://www.trott-war.de

Quelle: Eigene Darstellung

5 „Man kann auf der Straße leben und trotzdem ein anständiger Bürger sein.“ – Ergebnisse einer qualitativen Studie

5.1 Einige methodische Vorbemerkungen

Mit dem Leitfadeninterview wurde eine qualitative Untersuchungsmethode gewählt.¹¹ Die Strukturierung der Interviews mit Hilfe eines Leitfadens stellte einerseits sicher, dass die wesentlichen Aspekte Berücksichtigung fanden und eine gewisse Vergleichbarkeit der einzelnen Aussagen gegeben war. Andererseits blieb genügend Raum für Interviewer und Interviewte, um detaillierter auf Sachverhalte einzugehen, zu denen der Befragte sein individuelles Erfahrungswissen einbringen konnte. Dadurch ergaben sich wertvolle Hinweise auf die Interpretations- und Begründungszusammenhänge der Interviewpartner.

Der Kontakt zum Feld wurde hergestellt durch Mitarbeiter in vier verschiedenen Einrichtungen der Duisburger Wohnungslosenhilfe, von denen eine stationär, die anderen drei ambulant konzipiert sind. Somit konnten unterschiedliche Gruppen von Wohnungslosen und Mitarbeitern der Wohnungslosenhilfe in die Befragung miteinbezogen werden und trotz der geringen Fallzahl ein breites Meinungsspektrum abgedeckt werden. Die Anfragen bei den Einrichtungen wurden von den Mitarbeitern durchgehend positiv aufgenommen.

Die Wohnungslosen wurden im Beisein der Mitarbeiter oder direkt von diesen angesprochen. Die Anfrage erfolgte in den Räumen der jeweiligen Einrichtung. Diese an die Studien von Giesbrecht (1987) und Pape (1996) angelehnte methodische Vorgehensweise erwies sich in mehrfacher Hinsicht als vorteilhaft. Erstens konnten die erheblichen Zugangsprobleme bei direkter Kontaktierung von Wohnungslosen vermieden werden (vgl. Jochum 1996: 81ff.). Zweitens konnte das Problem, dass viele Wohnungslose aus Scham gegenüber Fremden ungern zugeben, wohnungslos zu sein, und abwehrend auf Interviewanfragen reagieren (vgl. Pape 1996: 54), gemindert werden. Drittens war für die Wahl dieser Vorgehensweise ausschlaggebend, dass die Mitarbeiter nicht nur besser als die Interviewer abschätzen können, wer zu einem Interview bereit und geeignet ist, sondern auch, wer relevante Erfahrungen mit Polizisten gemacht hat und diese wahrheitsgemäß wiederzugeben bereit ist, ohne „Räuberpistolen“ zu erzählen.

Die Interviews wurden ohne Anwesenheit Dritter in geschlossenen Räumen der jeweiligen Einrichtung durchgeführt. Mit der Aufzeichnung auf Tonband waren alle angesprochenen Personen einverstanden. Sie zeigten sich durch die Aufnahme auch nicht beeinträchtigt. Nennenswerte Störungen oder Konflikte tauchten im Verlauf der Gespräche nicht auf. Allen Interviewpartnern wurde Anonymität zugesichert. Jedem wurde ein fiktiver Namen zugeordnet. Zugunsten der Lesbarkeit wurde bei der Transkription eine Übertragung ins normale Schriftdeutsch vorgenommen, z.B. wurden grammatischen und Satzbaufehler behoben. Mit solchen Korrekturarbeiten wurde jedoch sparsam umgegangen, um die Spontaneität und Authentizität der Interviewsituation zu erhalten.

¹¹ Im Pre-Test zeigte sich, dass die zunächst favorisierte schriftliche Befragung eine schlechte Rücklauf- und eine noch schlechtere Auswertungsquote nach sich ziehen würde. Es traten Probleme wie Analphabetismus, Uneigenständigkeit und Widersprüchlichkeiten beim Ausfüllen des Fragebogens und eine grundsätzliche Aversion gegen schriftliche Dokumentation auf. Deswegen wurde die schriftliche Befragung völlig verworfen. Stattdessen rückten die Leitfadeninterviews, die ursprünglich als Ergänzung der schriftlichen Befragung gedacht waren, in den Mittelpunkt der Untersuchung.

5.2 Die Gruppe der Wohnungslosen – lose Gesellschaft oder geschlossene Gemeinschaft?

Wohnungslose treten im öffentlichen Raum häufig in Gruppen auf. Sie treffen sich auf Bahnhofsvorplätzen, in Einkaufsstraßen und in innenstadtnahen Grünanlagen. Da ihnen die meisten Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe verwehrt sind, nehmen sie auf diese Weise am öffentlichen Leben teil und wählen Örtlichkeiten mit regem „Publikumsverkehr“ als Treffpunkte. Hier verbringen sie gemeinsam den Tag, trinken zusammen Alkohol, diskutieren und palavern miteinander. Es erweckt den Anschein, als ob der Wohnungslose in der Gruppe derjenigen, die sich in einer ähnlich desolaten Lebenssituation befinden, Halt oder zumindest Orientierung sucht und findet. So zumindest nimmt es der Passant wahr, der am Bahnhof oder in der Innenstadt sicheren Abstandes an ihnen vorübergeht.

Doch stimmt diese „sozialromantisierende“ Vorstellung überhaupt? Wie sehen sich die Wohnungslosen selbst? Wie gehen sie miteinander um? Welche Gruppen und Typen solidarisieren sich, welche grenzen sich voneinander ab? Zu diesen Fragen konnten in den Interviews interessante Statements der Wohnungslosen eingefangen werden, die in diesem Kapitel wiedergegeben werden sollen.

Für Außenstehende wirkt die Gruppe der Wohnungslosenlosen zwar als geschlossene Gemeinschaft, untereinander kommt es aber zu wiederkehrenden Streitereien, zu Abgrenzung und starker Hierarchisierung. Hält man sich die Heterogenität der Gruppe, was ihre soziale Herkunft, ihre Wert- und Normvorstellungen, ihre Lebensentwürfe und -verläufe und ihr Selbstverständnis anbelangt, vor Augen (siehe Kapitel 2), verwundert es wenig, dass viele der Wohnungslosen sich in den Interviews von anderen Wohnungslosen z.T. energisch abgrenzen. So hält z.B. Bert, der 68 Jahre alt und seit anderthalb Jahren wohnungslos ist,¹² trotz seines sozialen Abstiegs immer noch an „bürgerlichen“ Wertvorstellungen fest und meidet einen engeren Kontakt zu anderen Wohnungslosen.

„Weil es geht (...) nicht allein darum, dass einer abgerutscht ist. Sondern es geht einfach darum, dass er sich damit identifiziert. (...) Ich bin auch gerne bereit, wenn ich zehn Euro habe, etwas abzugeben. Auch an so einen (einen Wohnungslosen – Anm. d. Verf.). Aber ich würde dafür nichts haben wollen, ich will dafür nichts haben und würde also nie auf die Idee kommen, den zu kontaktieren und mich irgendwie mit dem zu verabreden. Der kann mir nicht helfen, und ich kann ihm nicht helfen. Der muss sich selber helfen. Und außerdem bleibt die Frage, ob nicht Männer, die zwei gesunde Arme und Beine haben, nicht zur Zeitarbeit gehen können und nicht dort arbeiten.“ (Bert, Interview v. 22.02.02)

Die Frage, ob es einen starken Zusammenhalt unter den Wohnungslosen gebe, verneinen viele Wohnungslose. Eine Charakterisierung der Gruppe als Trink-, Schutz-, Zweck- oder Zwangsgemeinschaft ist stattdessen öfters zu hören.

„Zusammenhalt ist da weniger. (...) Wenn du dem sein Bier wegnimmst, dann tut der dich auch noch verprügeln.“ (Günther, Interview v. 12.03.02)

Ähnlich äußert sich auch Jonas (35 Jahre) der ähnlich wie Bert die Ansicht vertritt, dass man sich nicht auf die Hilfe anderer Wohnungsloser verlassen solle, sondern dass man auf sich allein gestellt sei. Allerdings spricht er einen wichtigen Grund an, der bei Wohnungslosen den Bedarf nach einer Gruppe entstehen lässt. Eine Gruppe von Wohnungslosen biete einen besseren Schutz vor Übergriffen z.B. rechtsradikaler Jugendcliquen. Wohnungslose sind bevorzugte Opfer von Kriminalität. Sie können ihr (weniges) Hab und Gut und sich selbst nicht durch eine eigene Wohnung schützen. Meistens sind sie zusätzlich in ihren Selbstverteidi-

¹² Alle Jahres- und Altersangaben bezüglich der Interviewpartner beziehen sich auf den Zeitpunkt der Untersuchung (Frühjahr 2002).

gungskräften durch gesundheitliche Beeinträchtigungen (z.B. Alkoholismus, Behinderungen), die nicht selten Auslöser ihrer Wohnungslosigkeit waren, so stark eingeschränkt, dass sie kaum zu einer Gegenwehr fähig sind. Dieser Schutz in der Gruppe nimmt vor allem im Leben von Wohnungslosen, die „Platte machen“, eine wichtige Rolle ein.

„Aber im Großen und Ganzen denke ich, da gibt es keinen großen Zusammenhalt mehr, denn das ist ja eine Notsituation. Jeder muss sehen, wie er überlebt. Und man denkt zwar, in der Gruppe kann man besser überleben. Das stimmt aber nicht. Vielleicht geht es bei zwei Personen, die sich gut verstehen, da mag das vielleicht heutzutage gehen. Aber in einer größeren Gruppe? Na gut, da hat man vielleicht den Zusammenhalt dann, wenn man Platte macht, in einer größeren Gruppe, falls da irgendwelche Leute kommen, die was gegen die Obdachlosen haben. Die sich dann gemeinschaftlich wehren können gegen solche Idioten.“ (Jonas, Interview v. 18.03.02)

Wohnungslose, die gegenüber anderen Wohnungslosen grundsätzlich misstrauisch sind und diesen bewusst aus dem Weg gehen, können so in ein echtes Dilemma geraten, wenn sie wie Bert wegen einer körperlichen Behinderung in einem besonderen Maße auf den Schutz von Dritten vor Kriminalität angewiesen sind. Sie müssen sich ständig dort aufhalten, wo andere Menschen sind. Aus Angst, von anderen Wohnungslosen ausgeraubt, verletzt, vergewaltigt oder beklaut zu werden, meiden diese Wohnungslosen auch Notunterkünfte oder Notschlafstellen für Wohnungslose, was an den Äußerungen von Bert nachvollziehbar erscheint.

„Ich zum Beispiel würde nie dahin gehen (in eine Notunterkunft/Notschlafstelle – Anm. d. Verf.), weil ich genau weiß, dass ich da morgens rausgehe und dann die Hälfte weg ist. (...) Ich habe hier zwei Armstützen. Mich kann ja jedes Kind umkippen. (...) Also, alleine im Dunkeln könnte ich gar nicht gehen. (...) Also, das geht gar nicht, weil ich das erste Opfer bin. Ich kann also nur dahin gehen, wo Menschen sind.“ (Bert, Interview v. 22.02.02)

Jonas schließt sich Bert an und meint, dass die Wahrscheinlichkeit, Opfer von kriminellen Wohnungslosen zu werden, nicht nur in den Notunterkünften, sondern auch auf der Straße gestiegen sei. Grund dafür sei seiner Einschätzung nach, dass es keinen „Ehrenkodex“ mehr unter der jüngeren Generation der Wohnungslosen gebe. Deswegen schätzt er die Gefahr vor *internen* Übergriffen, nämlich innerhalb der Gruppe, als mindestens genauso hoch ein wie die Gefahr vor *externen* Übergriffen.

„Die kennen diesen Ehrenkodex gar nicht mehr in jüngeren Generationen. Dass man das halt nicht tut. Man kann auf der Strasse leben und trotzdem ein anständiger Bürger sein. Man braucht seinen Gegenüber unter der Brücke nicht zu beklauen oder ihm ein Messer in den Rücken zu stecken.“ (Jonas, Interview v. 18.03.02)

Die Schutzfunktion der Gruppe bezieht sich nicht nur auf *physische* Angriffe von außen. *Verbale* Angriffe auf Wohnungslose – auch von „Normalbürgern“ – etwa in Form von Beleidigungen, Beschimpfungen und „Anpöbeleien“ dürften sicherlich zunehmen, wenn sich Wohnungslose allein im öffentlichen Raum bewegen. Diejenigen, die sich aus den dargelegten Gründen nicht einer Gruppe von Wohnungslosen anschließen möchten und allein im öffentlichen Raum unterwegs sind, verlegen sich deswegen häufig auf eine Art „*Ver-schleierungstaktik*“: Sie achten auf ein gepflegtes äußeres Erscheinungsbild, das eine gewisse „Normalität“ ausstrahlt. Dieses Verhalten dient nicht nur dazu, um von anderen Bürgern nicht als gesellschaftlicher Außenseiter erkannt und behandelt zu werden, sondern fungiert zugleich als Distinktionsmittel gegenüber den anderen Wohnungslosen, die keinen regelmäßigen Kleidungswechsel und keine ausreichende Körperpflege vornehmen. Eine solche Strategie wird besonders von wohnungslosen Frauen angewendet (Kapitel 3.1).

„Ich versuche immer noch, ein bisschen saubere Kleidung anzuhaben, so dass mir den Obdachlosen zunächst mal auf Anhieb keiner ansieht.“ (Bert, Interview v. 22.02.02)

Es würde jedoch ein falsches oder zumindest verzerrtes Bild entstehen, wenn man die Beziehungen der einzelnen Gruppen und Wohnungslosen zueinander ausschließlich als Konkurrenzverhältnis oder zweckrationale Schutzgemeinschaft beschreiben würde. Freund- und Be-

kanntschaften finden sich in diesem Milieu ebenso wie Einzelgänger. Selbst Günther, der – 37 Jahre alt und schon mehrfach wohnungslos – den Zusammenhalt tendenziell kritisch beurteilt, hat immer noch regen Kontakt zum Wohnungslosenmilieu, obwohl er seit längerem in einer eigenen Wohnung lebt. Auch Elisabeth (35 Jahre), die sich als einzige Frau für ein Interview zur Verfügung stellte, meint, dass sich die einzelnen Szenen, vor allem die jungen und alten Wohnungslosen, in den letzten Jahren näher gekommen wären und sich nicht mehr so stark wie früher separieren würden.

„Ich habe mehr die Erfahrung gemacht, dass sich die Szenen ein bisschen vermischt haben. Die Jüngeren und die Älteren, die sind nicht mehr so auseinandergezogen, sondern die sind alle mehr zusammengekommen. (...) Früher war das halt getrennt. Die alten Einzelgänger, die immer mit dem Schild da gesessen haben. Und die Jüngeren haben sich mehr zusammengetan.“ (Elisabeth, Interview v. 13.03.02)

Die Ausführungen haben deutlich zu machen versucht, dass die Gruppierung und Cliquenbildung bei Wohnungslosen vor allem aus ihrer besonderen Lebenssituation heraus geschieht. Insofern handelt es sich tatsächlich um eine Zweckgemeinschaft, die aber eben nicht nur Geselligkeit, sondern auch Schutz bietet. Dafür wird eine gewisse Oberflächlichkeit der Beziehungen – wie sie hier von manchen der interviewten Wohnungslosen beschrieben wurde – und die Gefahr interner Übergriffe scheinbar von einer Mehrheit der Wohnungslosen als „kleineres Übel“ in Kauf genommen.

Vielleicht trägt auch dieser Umstand dazu bei, dass Konflikte vorwiegend informell in der Gruppe gelöst und selten nach „außen“ getragen werden, z.B. durch Strafanzeigen. Hierbei spielt sicherlich auch eine Rolle, dass Wohnungslose über eine geringe „Beschwerdemacht“ verfügen, was vor allem mit ihrer finanziellen und sozialen Lage zusammenhängt, die eine geringe Anzeigebereitschaft nach sich zieht. Abgesehen davon, dass man den Kontakt mit der Polizei lieber meidet und sich als Auftraggeber (Anzeigerstatter, Zeuge) bei der Polizei ohnehin nicht ernst genommen fühlt, möchten viele Wohnungslose anscheinend nicht das Risiko eingehen, von der Gruppe wegen mangelnder Loyalität „verstoßen“ zu werden. Schließlich darf nicht vernachlässigt werden, dass die Gruppe sehr häufig den einzigen sozialen Bezugspunkt im Leben der gesellschaftlich isolierten und stigmatisierten Wohnungslosen darstellt. Hinzu kommt, dass das gemeinsame öffentlich inszenierte „Abhängen“ und Alkoholtrinken die eigene Randständigkeit und gesellschaftliche Ausgrenzung zumindest für eine gewisse Zeit vergessen lässt. Wegen der Zunahme alleinstehender Wohnungsloser (Kapitel 3.2) steht zu erwarten, dass die Orientierung an der Gruppe weiter an Bedeutung gewinnen wird.

Dass sich Wohnungslose, je weiter sie in die Subkultur der Wohnungslosigkeit geraten und deren Verhalten, Normen und Werte übernehmen, noch weiter ins gesellschaftliche Abseits manövrieren können und die Rückkehr in ein bürgerliches Leben immer schwieriger wird, scheint einigen der interviewten Wohnungslosen durchaus bewusst zu sein. Das dürfte auch eine Ursache für die starke soziale Distanzierung innerhalb der Randgruppe der Wohnungslosen sein. Wenn man sich erst als „dazugehöriger“ Wohnungsloser gesellschaftlich „geoutet“ hat, setzen noch mehr Stigmatisierungsprozesse ein. Diesen Stigmatisierungsprozessen versuchen sich diese Wohnungslosen dadurch zu entziehen, indem sie sich demonstrativ von den „wirklichen Wohnungslosen“ abgrenzen. Diese Abgrenzungsversuche sind aber auch Ausdruck eines psychologischen Schutzmechanismus, der hier unbewusst einsetzt – nach dem Motto: „Es gibt immer noch welche, die auf der Statusleiter noch weiter unten stehen als ich.“

5.3 „Es ist nicht der klassische Berber, der hierher kommt, sondern eher der Bürger, der gestrauchelt ist.“ – Von der Arbeit mit Wohnungslosen

Die Wohnung stellt in Deutschland ein hohes Rechtsgut dar und ist Voraussetzung dafür, dass der Bürger menschenwürdig leben kann und über ausreichend Privatsphäre verfügt. Zwar besteht kein Rechtsanspruch auf eine Wohnung, der Staat ist jedoch verpflichtet, wohnraumsichernd zu handeln. Neben den sozialpolitischen Instrumenten „Sozialer Wohnungsbau“ und „Wohngeld“ hat der Staat deshalb ein Hilfesystem installiert, das Wohnungslosigkeit verhindern, zumindest aber die Folgen mindern und eine existenzsichernde Unterbringung und Versorgung von Menschen ohne Dach über dem Kopf gewährleisten soll.

In diesem Hilfesystem arbeiten Menschen, die täglich mit sozialem Elend und individuellen Schicksalsschlägen, mit Armuts- und Drogenkarrieren, mit Leuten zu tun haben, die sich zwar alle in einer ähnlichen materiellen Misere befinden, deren Weg dorthin jedoch völlig unterschiedlich und deren Vorstellungen darüber, wie sie damit umgehen sollen, ebenfalls völlig verschieden sind. Die Aufgabe, den Menschen in einer solchen Notsituation zu helfen, bringt zweifellos eine Menge Anforderungen an die Mitarbeiter hinsichtlich sozialer Kompetenz, Menschenkenntnis und Belastbarkeit mit sich. Durchsetzungsvermögen ist ebenso gefragt wie Fingerspitzengefühl, Autorität ebenso wie Empathie.

Aus dem täglichen Umgang mit Wohnungslosen haben die Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe ein breites Erfahrungswissen und fundierte Kenntnisse über ihre Klientel. Da viele schon seit geraumer Zeit ihren Beruf ausüben, sind sie auch in der Lage, langjährige Entwicklungen – soweit sie auf Grund ihres oftmals schlechenden Charakters überhaupt als solche wahrgenommen werden – zu beschreiben und die frühere Situation der Wohnungslosen mit der heutigen zu vergleichen. Deswegen erschien es sinnvoll, neben den Wohnungslosen auch die Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe in die Untersuchung mit einzubeziehen. In den Mitarbeiter-Interviews ging es u.a. um folgende Fragen: Wie gestaltet sich die Arbeit mit Wohnungslosen und der Alltag in der Wohnungslosenhilfe? Wie erleben die Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe die Randgruppe(n) der Wohnungslosen? Welche Erfahrungen haben sie im Laufe ihrer Arbeit gemacht? Wie hat sich die Wohnungslosigkeit in Duisburg ihrer Einschätzung nach in den letzten Jahren verändert?

Um an die Befunde des vorangegangenen Kapitels anzuknüpfen, soll zunächst anhand einiger ausgewählter Interviewpassagen geschildert werden, wie sich die öffentliche Selbstinszenierung der Wohnungslosen als Gruppe aus der Sicht der Wohnungslosenhilfe darstellt. Die Aussagen der Wohnungslosen finden in den Beobachtungen der Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe ihre Bestätigung. Der Begriff der Zweckgemeinschaft beispielsweise taucht auch hier in einigen Interviews auf. Peter, seit sechs Jahren als Streetworker in der Duisburger Wohnungslosenhilfe tätig, hat die Erfahrung gemacht, dass sich die geschlossene Gemeinschaft bei genauerem Hinsehen als Fassade entpuppt.

„Ich sag mal, nach außen hin, also dem Normalbürger gegenüber, tun die immer so, als wenn die unheimlich zusammenhalten, aber wenn man dann näher hinguckt, so untereinander ist da ziemlich viel Neid, und der eine gönnt dem anderen nichts.“ (Peter, Interview v. 06.03.02)

Stefan, der auf eine neunjährige Berufserfahrung in der Wohnungslosenhilfe zurückblicken kann, spricht – wie einige der interviewten Wohnungslosen – von einer Zweckgemeinschaft. Er berichtet auch von der „internen“ Kriminalität unter den Wohnungslosen. Die diesbezüglichen Ängste, die die beiden Wohnungslosen Bert und Jonas äußern (Kapitel 5.2), scheinen also nicht unbegründet oder dramatisiert zu sein.

„Untereinander ist das eigentlich nur eine Zweckgemeinschaft. Es ist festzustellen, dass sich viele gegenseitig helfen. Es gibt allerdings auch die Strafenzriminalität, dass da eben auch bestimmte Personen, die dominant sind, versuchen, Geld zu ziehen von anderen oder sich von anderen versorgen lassen. Das Leihsystem, das macht sehr viel kaputt. Es gibt Leute, die leihen sich durch den Alltag, können das Geld dann aber nicht zurückzahlen.“ (Stefan, Interview v. 12.3.02)

Tanja erzählt, dass Wohnungslose den Kontakt mit Polizisten meiden und Konflikte häufig untereinander auf einem informellen Weg „gelöst“ werden. Die Vermeidungsstrategien gegenüber der Polizei können somit als Teil dieser informellen Konfliktlösungen in der Gruppe der Wohnungslosen interpretiert werden. Das macht es den – in Stefans Worten – „dominannten“ Wohnungslosen besonders leicht, ihr kriminelles Treiben unbehelligt fortzusetzen.

„Also, ich glaube, dass die Leute einen Heidenrespekt haben vor dieser Autorität Polizei und irgendwie latent immer ein schlechtes Gewissen und eher den Kontakt von sich aus meiden. Ich denke, die versuchen, Konflikte untereinander entweder selber zu lösen oder der Sache aus dem Weg zu gehen. In einzelnen Fällen kommt das vor, dass Leute auch Anzeigen machen wegen Körperverletzung. Wenn es richtig heftig ist. Natürlich machen die das auch. Aber es ist eher selten.“ (Tanja, Interview v. 12.03.02)

Auch die Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe beobachten eine zunehmende Ausdifferenzierung der Wohnungslosen in Gruppen, die sich gegenseitig auf Distanz halten. Es bildet sich eine regelrechte Hierarchie heraus, an deren Ende die „Stadtratten“ stehen, wie Renate erzählt.

„Die (die Wohnungslosen – Anm. d. Verf.) haben so eine Hierarchie. Und die Stadtratten, so nennen die sie selber, sind die unterste Schicht, also die in der Stadt in der Nacht dann auch draußen schlafen. So richtig Platte machen. Das ist so die unterste Schicht bei denen. Jeder grenzt sich ja ab.“ (Renate, Interview v. 12.03.02)

Obdachlose, die in Notunterkünften wohnen, und Wohnungslose, die „Platte machen“, treffen sich jeweils getrennt – wie Manfred, seit 16 Jahren in der Wohnungslosenhilfe aktiv, berichtet. Aber selbst innerhalb der letzten Gruppe distanzieren sich „Berber“ wiederum von sogenannten „Schönwetterberbern“ oder „Berbertouristen“.

„Meistens sind die Obdachlosen, die Platte machen, so ein eingeschworener Kreis. Das habe ich so die letzten Jahre deutlich gespürt. Bei den anderen, die in der Notunterkunft sind, sind zwar Kontakte da, aber die sind dann doch nicht so eng wie bei dieser Gruppe bzw. den Personen, die Platte machen. Die sagen teilweise: ‚Ihr habt's ja gut.‘ oder ‚Ihr seid ja gar keine Obdachlosen.‘“ (Manfred, Interview v. 22.02.02)

Weiterhin stehen sich nach der Einschätzung von Renate die beiden Gruppen der alkohol- und drogenabhängigen Wohnungslosen gegenüber. Es handele sich in Bezug auf ihre Lebensverläufe und Wohnungslosenkarriere um zwei grundverschiedene Milieus. Wohnungslose, die wie Günther auch dann noch Kontakt zur Wohnungslosenszene behalten, wenn sie eine eigene Wohnung gefunden haben, sind nach ihrer Erfahrung eher eine Seltenheit. Die meisten grenzen sich dann von ihren früheren Leidesgenossen ab. Angesichts der Tatsache, dass Wohnungslosigkeit für eine Mehrheit eine befristete Ausnahmesituation darstellt, sind engere und längere Freundschaftsbeziehungen wohl nur bei jenen Wohnungslosen anzutreffen, für die Wohnungslosigkeit zum freiwillig oder unfreiwillig dauerhaften Lebensentwurf wird.¹³

¹³ Zur Dauer von Wohnungslosigkeit stellt Geißler (2002: 263) fest: „Die Fluktuation über die Grenzen der Armut und der Obdachlosigkeit hinweg ist relativ hoch. Einer überwiegenden Mehrheit gelingt es, sich kurz- oder mittelfristig wieder aus der Randlage zu befreien.“ Damit widerspricht Geißler der häufig in der Literatur geäußerten Vermutung, dass Armut und Wohnungslosigkeit ein Dauerschicksal sei, aus dessen „Teufelskreis“ die wenigsten entkommen könnten – Preußer (1993: 14) spricht z.B. von einer „Mechanik der Aussonderung“. Geißler (2002: 263) hingegen betont: „Je extremer die Mangellage ist, umso schneller gelingt es den Menschen, dieser wieder zu entkommen“. Die Leistung der wohlfahrtsstaatlichen Arrangements

„Also, Gruppierungen gibt es, das sieht man ja in der Stadt. Da sind zum einem die drogenabhängigen Wohnungslosen und dann sind da die alkoholabhängigen Wohnungslosen. Das ist schon eine unterschiedliche Gruppe. Da gibt's ja auch Leute, die beides sind, die alles nehmen, so Grenzgänger halt. Aber die beiden Gruppen gibt's schon. Die sind auch klar getrennt. Die wollen untereinander auch nicht allzu viel miteinander zu tun haben, weil die Drogenabhängigen anders drauf sind als die Alkoholiker. (...) Wenn man die draußen sieht, gruppenweise, wenn die gemeinsam trinken, dann ist das so ein Zweckverband. Ich habe immer wieder festgestellt, wenn dann jemand eine Wohnung hat, will der auch gar nichts mehr damit zu tun haben. Der grenzt sich dann ab.“ (Renate, Interview v. 12.03.02)

Trotz dieser auffälligen Cliquenbildung sind auch nach Ansicht der interviewten Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe aber keineswegs alle Begegnungen unter Wohnungslosen von Rivalitäten oder gar Feindseligkeiten geprägt. So beschreibt Lars, Zivildienstleistender in einer Duisburger Hilfeeinrichtung, den Umgang der Wohnungslosen untereinander als „kollegial“. Das gemeinsame Wissen um die schwierige Lebenssituation als Wohnungsloser trage zu einem „kumpelhaften“ Umgang miteinander bei.

„Kann man nicht pauschalisieren, aber es ist eigentlich kollegial, aber wie in jeder Alltagssituation haben auch die untereinander Stress. Aber sonst kommen die eigentlich gut miteinander klar. Kumpelhaft eher gesagt. Weil der eine weiß, was der andere vielleicht durchmacht.“ (Lars, Interview v. 22.02.02)

Die Dienstälteren unter den Interviewten berichten von verschiedenen Veränderungen, die in den letzten Jahren unter den Wohnungslosen stattgefunden haben. Dabei widerspricht Ulrich, der zusammen mit Renate von allen interviewten Mitarbeitern am längsten in der Wohnungslosenhilfe tätig ist, dem – durch verzerrte Medienberichterstattung verstärkten – Eindruck in der Bevölkerung und auch in Kollegenkreisen, dass die Wohnungslosen angeblich immer jünger und verrückter würden. Er macht auf die Gefahr selektiver Wahrnehmung aufmerksam, die darin liegt, dass die wenigen besonders auffälligen „Mehrfachproblemfälle“ nicht zahlreicher in die Beratung kommen, sondern einfach mehr Zeit und Mühe als die Mehrheit der „unauffälligen“ Wohnungslosen beanspruchen.

„Die Leute werden immer jünger und werden immer verrückter“ – das ist Quatsch, das stimmt nicht. Natürlich, es gibt immer so Wellen. Man hat den Eindruck, es sind ganz viel Verrückte da, wenn dann jemand kommt, der so psychisch krank ist und der dann sehr viel Arbeit kostet, wenn einer sehr viel Arbeitskapazität erfordert, sich sehr in den Vordergrund schiebt.“ (Ulrich, Interview v. 12.03.02)

Auch Stefan weist darauf hin, dass nicht die „Exoten“ wie Berber und Landstreicher, die das Bild des „typischen“ Wohnungslosen in der Öffentlichkeit prägen, sondern vielmehr die „gestrauchelten Bürger“ den Großteil der Klientel der Wohnungslosenhilfe ausmachen.

„Es ist nicht der klassische Berber, der hierher kommt, sondern eher der Bürger, der gestrauchelt ist.“ (Stefan, Interview v. 12.03.02)

Dass diese Exoten, die „alte Garde“, weitgehend aus dem Straßenbild verschwunden seien, bestätigt auch Olga. In ihrer Aussage sind Parallelen zu der Einschätzung des Wohnungslosen Jonas erkennbar, der streng zwischen der jüngeren und der älteren Generation der Wohnungslosen unterscheidet.

„Klar, als wir angefangen haben zu arbeiten, da konnte man immer prima festmachen, an dem Straßenbild, da gab's die Berber der klassischen Art, also die alte Garde, die damals zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt waren. Ich bezeichne die immer so als unsere erste Generation. Die waren anders drauf. Also, die sind meistens noch zu zweit durch die Gegend gezogen. Das waren nicht so sehr

Einzelkämpfer.“ (Olga, Interview v. 06.03.02)

Was sich nach Meinung von Manfred im Vergleich zu früheren Jahren auch deutlich verändert habe, sei die steigende Suchtproblematik unter den Wohnungslosen. Mit dieser Klientel gestalte sich – wie Ullrich schon im vorangegangenen Zitat andeutet – die Betreuungsarbeit erheblich schwieriger.

„Viele Obdachlose haben meistens ein Alkoholproblem, (...) eine psychische Auffälligkeit kommt meistens auch noch dazu. Das war vor 16 Jahren nicht so das Problem. Da war es häufiger der Fall, dass eine Obdachlosigkeit vorlag, aber meistens kein Suchtproblem. Das hat sich in den letzten Jahren massiv verstärkt. (...) Es ist sehr, sehr schwierig, gerade von Obdachlosen oder Suchtkranken über einen längeren Zeitraum eine Konzentration abzuverlangen. Und deshalb gestaltet es sich ein ganzes Stück schwieriger, mit denen Sachen (z.B. Antragsformulare – Anm. d. Verf.) auch durchzugehen.“ (Manfred, Interview v. 22.02.02)

Das sehen die übrigen Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe ähnlich. Nach ihren Schätzungen sind zwischen 80-95% aller Duisburger Wohnungslosen drogen- oder alkoholabhängig, wobei der Grad der Abhängigkeit stark variiert.

„Also, ich muss (...) ganz ehrlich sagen, unter all den Leuten, die ich heute aus dem Projekt kenne (...), kenne ich ganz konkret nur einen, der weder ein Alkohol- noch ein Drogenproblem hat.“ (Olga, Interview v. 06.03.02)

Ulrich spricht eine weitere Veränderung an. Er registriert einen steigenden Anteil von Frauen im Hilfesystem. Allerdings könnte schwer gesagt werden, ob tatsächlich mehr Frauen wohnungslos würden oder ob eine Verschiebung von verdeckter zu manifester Obdachlosigkeit stattgefunden habe.

„Wir haben mittlerweile ungefähr 20% Frauen. Der Anteil ist in den letzten Jahren schon höher gegangen, wobei ich nicht weiß, ob es daran liegt, dass mehr Frauen obdachlos sind oder mehr Frauen ins Obdachlosensystem reinkommen, die vorher auch obdachlos gewesen sind, aber dann nicht gekommen sind, weil sie sich nicht richtig aufgehoben gefühlt haben. Vor zehn Jahren wurden die obdachlosen Frauen zusammen mit den Männern untergebracht. Das ist geändert worden. (...) Von da wurden Frauen und Männer getrennt untergebracht. Das ist sicherlich eine andere Situation.“ (Ulrich, Interview v. 12.03.02)

Diese geschlechtsspezifische Veränderung könnte somit auf die eingangs erwähnten Sogeffekte zurückgeführt werden, die durch ein attraktiver ausgestaltetes Hilfesystem ausgelöst werden können (Kapitel 3.2). So ist beispielsweise eine wohnungslose Person, die erst Unterschlupf bei Bekannten sucht, heutzutage eher geneigt, den von Stefan beschriebenen Kreislauf zu einem früheren Zeitpunkt zu verlassen und sich in die Hilfeeinrichtungen der Wohnungslosenhilfe zu begeben.

„Viele werden von ihrem Bekanntenkreis noch aufgefangen. Zumindest über eine gewisse Zeit. Das heißt, jemand der selber in beengten Verhältnissen lebt, nimmt einen anderen auf, der keine Wohnung hat, ist dann aber nach einigen Wochen genervt oder nach einigen Tagen. Dann zieht derjenige weiter. Der Bekanntenkreis nutzt sich ab, oder er bleibt dadurch bestehen, dass die Wohnungslosen immer nur ein paar Tage oder eine Woche bei ein und derselben Person bleiben.“ (Stefan, Interview v. 12.03.02)

Denn aus der Perspektive der Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe gewährleisten die neuen Konzepte und Hilfsangebote eine bessere und gezieltere Betreuung und Unterbringung als früher. Die Unterbringungssituation habe sich generell verbessert.

„Also, das Hilfesystem hat sich wesentlich verbessert, wir haben weniger Leute in Duisburg, die auf der Straße sind. Früher war es schon schwierig, wenn jemand kam, der sagte, er müsste untergebracht werden, da sofort auch einen Platz zu kriegen. Das ist heute problemlos möglich. Da gibt's dann auch Leute, die wollen da gar nicht hin, weil sie sagen, es gefällt ihnen nicht, aber zumindest stehen erst mal die Plätze bereit.“ (Ulrich, Interview v. 12.03.02)

Doch trotzdem gibt es Wohnungslose, die partout keine Wohnung oder Unterkunft haben wollen und die Wohnungslosigkeit zu ihrem Lebensentwurf gemacht haben. Dass diese

Klientel nichts an ihrer Lebenssituation ändern wollen und sich reintegrativ angelegter Sozialarbeit verweigern, scheint für Norbert und Peter eine prägende Erfahrung gewesen zu sein, die sie im Laufe ihrer Tätigkeit in der Wohnungslosenhilfe gemacht haben.

„Ich habe hier angefangen und habe so gedacht: ‚Ach Gott, den ganzen Menschen musst du helfen.‘ Und das hat sich doch etwas relativiert. Der Auftrag ist immer noch, den Menschen zu helfen. Das sehe ich auch so, aber ich kann es heute viel besser akzeptieren, wenn Menschen sagen: (...) ‚Ich möchte, dass mir geholfen wird.‘ oder ‚Ich möchte auch einfach nicht.‘ Also auch damit klar zu kommen, wenn jemand nichts an seiner Situation verändern möchte.“ (Norbert, Interview v. 22.02.02)

„Also, ich wusste zum Beispiel vorher nicht, dass es wirklich so Leute gibt, die aus Überzeugung obdachlos sind, die wirklich gar nicht mehr in eine Wohnung wollen. Die einfach gesagt haben: Bis hier hin und so bleibt es jetzt. Selbst wenn man denen eine Wohnung auf dem Silbertablett präsentiert, die dann sagen: ‚Nee, ich will nicht.‘“ (Peter, Interview v. 06.03.02)

Auch wenn manche Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe – so wie Norbert und Peter – ihren anfänglichen Idealismus revidieren oder zumindest relativieren müssen, sind sie doch mit ihrer Arbeit sehr zufrieden und finden sie interessant und abwechslungsreich. Der Umgang mit der Klientel erweist sich bei weitem als nicht so problematisch wie gemeinhin angenommen wird. Auch nach Aussagen der weiblichen Mitarbeiter gestalte sich der Arbeitsalltag vergleichsweise unspektakulär, für sie bedrohliche Situationen oder Handgreiflichkeiten etwa seien die absolute Ausnahme.

„Also, ich habe noch nie Klienten erlebt, von denen man so viel zurückkriegen kann. Es ist wirklich ungeheuer. Es ist ja normalerweise so, dass man im sozialen Arbeitsbereich weiß, warum man was macht und macht das ja auch gerne, aber so, dass man was wieder zurückkriegt, ist nicht unbedingt gegeben. Hier ist das schon so. Die (Wohnungslosen – Anm. d. Verf.) sind unheimlich dankbar, wenn die merken, dass man ihnen tatsächlich was Gutes tut und ihnen weiterhilft. Das ist eine tolle Erfahrung.“ (Tanja, Interview v. 12.03.02)

„Es gibt natürlich mal schwierigere Fälle, das hängt meistens davon ab, wenn die halt betrunken sind oder unter Drogen stehen, das ist halt ein bisschen schwieriger. Aber sonst, wenn die (...) nicht angetrunken sind, nicht unter Drogen sind, ist das immer eigentlich sehr angenehm. Also, man kann sich gut mit den Leuten unterhalten.“ (Karl, Interview v. 22.02.02)

Allerdings scheint die Arbeitszufriedenheit von der jeweiligen Einrichtung und damit von der Zielgruppe der Wohnungslosen abzuhängen. Bestimmte Gruppen von Wohnungslosen seien nun mal anstrengender, zeitintensiver und schwieriger in der Betreuung als andere. Als Begleiterscheinung des spezialisierten Hilfeangebots werden auch die schwierigen Problemfälle auf bestimmte (Auffang-)Einrichtungen gefiltert. Als besonderer Konflikt-herd in Duisburg gilt z.B. die Notunterkunft in der Warbrückstraße. Sie muss als eine der wenigen städtischen Einrichtungen alle diejenigen aufnehmen, die in anderen freien Einrichtungen der Wohnungslosen- und Gefährdetenhilfe mit Hausverboten belegt sind oder in sonstiger Weise den konzeptionellen Rahmen dieser Einrichtungen sprengen (Stadt Duisburg 2001: 10). Zusammen mit der hohen Fluktuationsrate (fast drei Viertel aller im Jahr 2000 aufgenommenen Personen verbrachten dort nur 1-5 Tage) entsteht eine brisante Bewohnerzusammensetzung, die Konflikte schneller entstehen lässt als in anderen Einrichtungen mit homogeneren Bewohnerstrukturen.

6 Zusammenfassung

Bei den Wohnungslosen handelt es sich um eine heterogene Gruppe, die hinsichtlich ihrer Lebensentwürfe, Lebensverläufe und Lebenseinstellung in weitere Subkategorien unterteilt werden muss. Um diese Vielfalt erfassen zu können, haben Wissenschaft und Verwaltung teils überschneidende Definitions- und Differenzierungsversuche unternommen, die sich mal an ihrer Unterbringungssituation, mal an ihrer Lebensführung orientieren.

Ein großes Defizit bei der sozialstrukturellen Untersuchung von Wohnungslosen liegt aber nach wie vor darin, dass es keine bundeseinheitliche Obdachlosenstatistik gibt. In Nordrhein-Westfalen, das als eines der wenigen Bundesländer eine Obdachlosenstatistik führt, sind die Obdachlosenzahlen kontinuierlich zurückgegangen, wobei sich allerdings regionale Unterschiede abzeichnen. Das trifft auch für ganz Deutschland zu, wobei man sich hier nur auf Schätzungen berufen kann. Duisburg gehört zusammen mit Leverkusen und Bottrop zu den Städten Nordrhein-Westfalens mit den wenigsten Obdachlosen. Gleichwohl ist auch hier eine Zunahme von Wohnungsnotfällen zu verzeichnen, deren drohender Verlust ihrer Wohnung durch Präventivmaßnahmen der Wohnungslosenhilfe häufig noch abgewendet werden kann.

Trotz sinkender Zahlen gibt es Tendenzen, die dagegen sprechen, dass sich die Wohnungslosenproblematik weiter entschärfen wird. Dass der Anteil alleinstehender Wohnungsloser in den letzten Jahren stetig gestiegen ist, hat z.B. unmittelbare Auswirkungen auf die Betreuungsarbeit der Wohnungslosenhilfe. Diese Wohnungslosen sind häufiger mit einer „Mehrfachproblematik“ behaftet, was therapeutische und reintegrative Ansätze vor große Herausforderungen stellt und mehr zeitliche und fachliche Ressourcen erfordert. Insbesondere die Suchtproblematik unter Wohnungslosen hat sich in den letzten Jahren verschärft. Es besteht die Gefahr, dass sich neben der Mehrheit, die nur für eine kurze Zeit ohne Wohnung dastehen, eine wachsende Minderheit zementiert, für die Wohnungslosigkeit zum Dauerschicksal wird. Ein Zeichen dieser Entwicklung ist auch die Zunahme der Zahl *nichtsesshafter Wohnungsloser*, die sich in Duisburg parallel zu einer Abnahme der Zahl *ordnungsrechtlich untergebrachter Obdachloser* vollzogen hat.

Mittels ordnungs- und sozialeistungsrechtlicher Regelungen und institutionellen Vorkehrungen versucht der Staat zu gewährleisten, dass jeder Bundesbürger mit menschenwürdigem Wohnraum versorgt ist. Verantwortlich dafür sind die Kommunen. Sie müssen Personal und Unterkünfte in ausreichender Zahl zur Verfügung stellen. Dabei stehen sie häufig vor dem Dilemma, dass, je attraktiver sie ihr Hilfesystem für ihre Klientel gestalten, immer mehr ortsfremde und latente Wohnungslose diese Hilfen in Anspruch nehmen, was eine Kostenspirale und/oder eine Verschlechterung des Angebots zur Folge hat.

Dank der wohlfahrtsstaatlichen Arrangements steht zur Bewältigung und Vermeidung von Wohnungslosigkeit ein breites Hilfeangebot bereit, das von präventiven Maßnahmen wie Mietschuldenübernahme über persönliche Hilfen wie Schuldnerberatung bis zur Unterbringung in stationären Einrichtungen reicht. Hierbei ist ein Trend von großen stationären Einrichtungen in öffentlicher Hand hin zu kleinen ambulanten und teilstationären Einrichtungen mit speziellen Betreuungs- und Beratungsangeboten in freier Trägerschaft zu verzeichnen. Behörden, Kirchengemeinden, Selbsthilfegruppen, karitative Einrichtungen, gemeinnützige Vereine und Wohlfahrtsverbände ergeben ein buntes Konglomerat an Hilfeeinrichtungen, die mit unterschiedlichen konzeptionellen Schwerpunkt- und Zielsetzungen sowie mit unterschiedlichen gesetzlichen und fachlichen Kompetenzen unterschiedliche Aufgaben der Wohnungslosenhilfe wahrnehmen.

Das Hilfesystem in Duisburg hat sich nach Ansicht der interviewten Mitarbeiter der Wohnungslosenhilfe stark verbessert, ist spezialisierter, differenzierter, offener und flexibler geworden. Während viele Wohnungsnotfälle sich heute deswegen eher auf die institutionalisierte Hilfe einlassen, verweigern sich jene Wohnungslosen, die „Platte machen“, nach wie vor professioneller Hilfe. Sogeffekte scheinen – vielleicht auch wegen der starken präventiven Ausrichtung der Duisburger Wohnungslosenhilfe – (noch) nicht eingesetzt zu haben. In den Interviews mit den Mitarbeitern konnten drei Vorurteile, die gegenüber Randgruppenarbeit bestehen, nicht bestätigt werden: Weder sind sie ständig mit für sie selbst bedrohlichen Situationen konfrontiert noch sind sie in besonderer Weise von einem „Burnout-Syndrom“ betroffen noch rekrutiert sich ihre Klientel ausschließlich aus „Exoten“ oder „hoffnungslosen Mehrfachproblemfällen“.

Die Gruppe spielt im Leben von vielen Wohnungslosen eine wichtige Rolle. Immer mehr Wohnungslose sind alleinstehend und können nicht (mehr) auf ein soziales Netzwerk zurückgreifen, das ihnen in ihrer schwierigen Lebenssituation unterstützend zur Seite steht. Die meisten Wohnungslosen suchen deswegen Geselligkeit und Schutz in der Gruppe. Im öffentlichen Raum treffen sie sich regelmäßig an bestimmten Treffpunkten und verbringen gemeinsam den Tag.

Das, was nach außen als geschlossene Gemeinschaft inszeniert wird, entpuppt sich allerdings häufig als Zweckgemeinschaft. Statt Zusammengehörigkeitsgefühl und Solidarität konstatieren die Interviewpartner eine starke Ausdifferenzierung und Hierarchisierung in Kleingruppen. So bleiben beispielsweise alkoholabhängige und drogenabhängige Wohnungslose jeweils lieber unter sich ebenso wie Obdachlose, die in Unterkünften wohnen, und Wohnungslose, die „Platte machen“. Abgesehen davon, dass es natürlich auch unter den Wohnungslosen zahlreiche Einzel- wie Grenzgänger gibt, handelt es sich bei diesen Gruppen – schon auf Grund der hohen Fluktuation bei Wohnungslosen – nicht um statische, sondern um dynamische Gebilde. Dauerhafte Freundschaftsbeziehungen unter Wohnungslosen sind deshalb eher die Ausnahme.

Wohnungslose tragen ein doppeltes Visktimisierungsrisiko. Zum einen sind sie Ziel von Übergriffen bestimmter Gruppen aus der Bevölkerung, zum anderen finden auch unter den Wohnungslosen selbst viele Straftaten statt.¹⁴ Der hohe Alkoholkonsum als Enthemmungsmittel, die geringen Selbstverteidigungskräfte vieler Wohnungsloser und die geringe Bereitschaft, zur Polizei zu gehen, begünstigen die Bildung und Verfestigung von Strukturen eines solchen viktimogenen und kriminogenen Milieus, in dem Konflikte „intern“ und informell gelöst werden. Die Angst vor anderen kriminellen Wohnungslosen in Notunterkünften scheint beispielsweise ein Grund dafür zu sein, warum manche Wohnungslose lieber „Platte machen“ als eine Notunterkunft oder Notschlafstelle aufzusuchen. Und weil diese Wohnungslosen wiederum im hohen Maße der Gefahr ausgesetzt sind, Opfer von Übergriffen krimineller Bevölkerungsgruppen zu werden, schließen sie sich in Gruppen zusammen. Die Gruppe bietet gegen beide Bedrohungen einen gewissen Schutz. Und für viele alleinstehende Wohnungslose ist die Gruppe ohnehin der letzte soziale Anker in ihrem Leben am Rand der Gesellschaft.

¹⁴ Auch Specht-Kittler (1994) weist auf die vielen Gewalttaten an und unter Wohnungslosen, das große Dunkelfeld, die geringe Anzeigebereitschaft der Wohnungslosen und den Mangel an empirischen Studien zu diesem Thema hin.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Angele, Gebhard (1989): Obdachlosigkeit – Herausforderung an Pädagogik, Soziologie und Politik, Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.
- Bard, Marjorie (1990): Shadow Women. Homeless Women's Survival Stories, Kansas City: Sheed & Ward.
- Becher, Ursel (1982): Armut und Soziale Arbeit, Wuppertal. (Inauguraldissertation, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Universität/Gesamthochschule Wuppertal)
- Biel, Maria (1996): Obdachlos in Glanz und Glamour. Die Schattenfrauen in Kalifornien. In: Elisabeth Blum (Hrsg.), Wem gehört die Stadt? Basel: Lenos, S. 115-123.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (2004): Zahl der Wohnungslosen in Deutschland. URL: <http://www.bagw.de/index2.html> [letzter Zugriff: 16.06.04]
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend [Hrsg.] (1996): Alleinstehende Frauen ohne Wohnung: soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfsangebote, 3., unveränderte Aufl., Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
- Degen, Martin (1995): Straßenkinder. Szenebetrachtungen, Erklärungsversuche und sozialarbeiterische Ansätze, Bielefeld: Böllert.
- Diakoniewerk Duisburg (div. Jahrgänge): Jahresbericht, Duisburg.
- Die Tafeln (2001): Jahresbericht, Celle.
- Enders-Dragässer, Uta; Brigitte Sellach; Antje. Feig; Marie-Luise Jung und Sabine Roscher (2000): Frauen ohne Wohnung. Handbuch für die ambulante Wohnungslosenhilfe für Frauen, Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
- Geißler, Rainer (2002): Die Sozialstruktur Deutschlands. Die gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung, 3., grundlegend überarbeitete Aufl., Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Giesbrecht, Arno (1987): Wohnungslos – Arbeitslos – Mittellos. Lebensläufe und aktuelle Situation Nichtsesshafter, Opladen: Leske + Budrich.
- Heins, Rüdiger (1993): Obdachlosenreport: Warum immer mehr Menschen ins soziale Elend rutschen, Düsseldorf: Zebulon.
- Jochum, Georg (1996): „Penneralltag“ – Eine soziologische Studie zur Lebensführung von „Stadtstreichern“ in München. In: Werner Kudera und Günter G. Voß (Hrsg.), „Penneralltag“. Eine soziologische Studie von Georg Jochum zur Lebensführung von „Stadtstreichern“ in München, München und Mering: Hampp, S. 67-215.
- LDS NRW [Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen] (2004): Obdachlosigkeit in Nordrhein-Westfalen 1999, 2002, 2003. URL: <http://www.menschen.net/menschen/statistiken> [letzter Zugriff: 30.06.04]
- LDS NRW [Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen] (2001): Obdachlosigkeit in NRW 2001. URL: http://www.lds.nrw.de/frames/f_set3.htm [letzter Zugriff: 20.12.01]
- Lillig, Marion (2004a): Überleben im deutschen Exil, Münster: IKO.
- Lillig, Marion (2004b): Polizisten und Asylbewerber in Duisburg. Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung, No. 2/2004, Universität Duisburg-Essen.
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang; Marion Müller und Larissa von Paulger-Muschiol (2000): Rechtliche Sozialkontrolle von Wohnungslosen. In: Hubert Rottlenthner (Hrsg.), Armer Rechtsstaat, Baden-Baden: Nomos, S. 227-243.

- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang; Marion Müller und Larissa von Paulgerg-Muschiol (1997): Lebensweisen Wohnungsloser – zwischen Autonomie und Restriktion. Arbeitspapier Nr. 1 des Forschungsprojekts „Wohnungslosigkeit und Strafvollzug“, Manuskript des Vortrages auf der Tagung „Strukturen und Aspekte von Armut“ DGS-Sektion „Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse“ in Hamburg am 21./22. März 1997.
- Marciniak, Karl-Heinz (1990): Rechtswidrige straßenrechtliche Sondernutzungssatzungen gegen den Aufenthalt von obdachlosen Bürgern auf Straßen, Plätzen und Grünanlagen. In: Gefährdetenhilfe, Jg. 32, H. 2, S. 53-54.
- Nahr, Heinrich und Verena Orth (1999): Die statistische Erfassung von Obdachlosigkeit: ein Thema ohne Ende? In: Wohnungslos, Jg. 41, H. 3, S. 113-118.
- Pape, Martina (1996): Obdachlosigkeit in Ost- und Westdeutschland im Vergleich. Dargestellt am Beispiel der Städte Nordhausen und Northeim, Potsdam: Eigenverlag.
- Permien, Hanna (1998): Endstation Straße? Straßenkarrieren aus der Sicht von Jugendlichen, München: DJI.
- Preußer, Norbert (1993): ObDach. Eine Einführung in die Politik und Praxis sozialer Aussonderung, Weinheim und Basel: Beltz.
- Rohden, Gerhard (2000): Streetwork in der Hilfe für alleinstehende Wohnungslose im Diözesan-Caritasverband. In: Peter Hinz; Titus Simon und Theo Wollschläger (Hrsg.), Streetwork in der Wohnungslosenhilfe, Baltmannsweiler: Schneider, S. 106-117.
- Romahn, Angela (2000): Straßenkinder in der Bundesrepublik Deutschland – junge Menschen auf der Straße? Beweggründe, Straßenkarrieren, Jugendhilfe, Frankfurt am Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Schmid, Carola (1990): Die Randgruppe der Stadtstreicher, Wien und Köln: Böhlau.
- Schweer, Thomas und Hermann Strasser (2003): „Die Polizei – Dein Freund und Helfer?“ Duisburger Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen. In: Axel Groenemeyer und Jürgen Mansel (Hrsg.), Die Ethnisierung von Alltagskonflikten, Opladen: Leske + Budrich, S. 229-260.
- Specht-Kittler, Thomas (1992): Spaltung in der Wohnraumversorgung – Wohnungsnot als Armut im Wohlstand. In: Franz Koch und Claus Reis (Hrsg.), Wohnungspolitik in sozialpolitischer Perspektive, Frankfurt am Main: Eigenverlag, S. 95-114.
- Specht-Kittler, Thomas (1994): Die Gewalt nimmt zu. Abhängigkeit und Gewalterfahrungen von wohnungslosen Menschen. In: Gefährdetenhilfe, Jg. 36, H. 1, S. 32-41.
- Stadt Duisburg (1996): Wohnungsnotfallplan Duisburg. Analysen, Fakten, Maßnahmen, Duisburg.
- Stadt Duisburg (2001): Jahresbericht 2000. Umsetzung des Wohnungsnotfallplanes, Duisburg.
- Strasser, Hermann und Steffen Zdun (2003): Ehrenwerte Männer – Jugendliche Russlanddeutsche und die deutsche Polizei. In: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, Jg. 1, H. 3, S. 266-271.
- Wolf, Joachim (1999): Das Recht des Lebens auf der Straße: ein Rechtsgutachten zur Privatisierung öffentlicher Flächen und zum Grundrechtsschutz wohnungsloser Menschen, Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), Dortmund: ILS.
- Zdun, Steffen (2004): Russlanddeutsche und die Polizei in Duisburg: Zum Vertrauen russlanddeutscher Spätaussiedler in die Polizei. Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung, No. 1/2004, Universität Duisburg-Essen.

Weiterführende Links

<http://www.bag-wohnungslosenhilfe.de>
<http://www.bawo.at>
<http://www.bigissue.com>
<http://www.diakoniewerk-duisburg.de>
<http://www.duisburger-tafel.de>
<http://www.evangelische-obdachlosenhilfe.de>
<http://www.feantsa.org>
<http://www.eurofoodbank.org>
<http://www.forschungsverbund-wohnungsnotfaelle.de>
<http://www.homeless-international.org>
<http://www.kagw.de>
<http://www.lds.nrw.de>
<http://www.soziale-strassenzeitungen.de>
<http://www.street-papers.com>
<http://www.tafel.de>
<http://www.wohnungslose.de>
<http://www.wohnungslosigkeit.de>
<http://www.wohnungsnotfallhilfe.nrw.de>

Anhang

Bisher sind in der Reihe „Duisburger Beiträge“ erschienen:

*[Bitte beachten Sie: Ab No. 1/1999 sind alle Beiträge unter
<http://soziologie.uni-duisburg.de/dbsf.htm> abrufbar]*

- No. 1/1988 Zum Anspruch einer evolutionsbiologischen Fundierung der Moral.
Fritz Rudolph
- No. 2/1988 Morale Institutionen und die Ordnung des Handelns in der Gesellschaft. Die "utilitaristische" Theorietradition und die Durkheimsche Herausforderung.
Hans J. Hummell
- No. 3/1988 Selbstreferentielle Technologiepolitik. Theoretische und thematische Grundlagen der Wirtschaftsbezogenen F & T - Politik.
Dieter Urban
- No. 4/1988 Berufseinmündung, Berufssituation und soziale Lage Duisburger Diplom-Sozialwissenschaftler/innen. Erste Ergebnisse einer empirischen Erhebung.
Dieter W. Emmerling
- No. 5/1988 Negative Dialektik - oder: Das „andere Genus des Denkens“.
Helga Gripp-Hagelstange
- No. 1/1989 Entscheidungsprozesse im Studium: Weiterstudieren oder Aufgeben?
Christoph Rülcker, Adelheid Berger, Dieter Emmerling
- No. 2/1989 Lokale Handlungsebene und Jugendarbeitslosigkeit. Ein Forschungsbeitrag zur wohlfahrtsstaatlichen Dezentralisierungsdebatte. Ergebniszusammenfassung.
Jürgen Krüger, Manfred Pojana, Roland Richter
- No. 3/1989 Binäre LOGIT-Analyse: ein statistisches Verfahren zur Bestimmung der Abhängigkeitsstruktur qualitativer Variablen.
Dieter Urban
- No. 4/1989 Niklas Luhmann - oder: Was ist ein „differenztheoretischer“ Ansatz?
Helga Gripp-Hagelstange
- No. 5/1989 Die Rationalität irrationalen Handelns. Kollektive Formen politischer Partizipation als Ergebnis individueller Entscheidungsprozesse. Eine empirische Analyse.
Dieter Urban
- No. 1/1990 Adorno und Derrida - oder: Der Versuch einer „Dekonstruktion“ der Metaphysik.
Helga Gripp-Hagelstange
- No. 2/1990 „Arbeit statt Sozialhilfe“ - Empirische Evaluation eines Beschäftigungsprogramms für arbeitslose Sozialhilfeempfänger.
Thomas Bruns u. Irene Pawellek
- No. 3/1990 Jugendarbeitslosigkeit und lokale Legitimationsprobleme.
Jürgen Krüger
- No. 4/1990 Zu System und Problematik legal-bürokratischer Herrschaft in der klassischen Organisationstheorie.
Wolfgang Holler

- No. 5/1990 Die kognitive Struktur von Umweltbewußtsein. Ein kausalanalytischer Modelltest.
Dieter Urban
- No. 1/1991 Zeitgemäßes Campaigning in der Bundesrepublik Deutschland: Empirische und evaluative Hinweise zum Swing-Index, einem neuen Instrument des „micro targeting“.
Sigurd Matz
- No. 2/1991 Stichworte zur Zukunft des Wohlfahrtsstaates.
Jürgen Krüger.
- No. 3/1991 Kokain: Zur gesellschaftlichen Karriere einer Drogen.
Thomas Schweer und Hermann Strasser.
- No. 4/1991 Der „reale Sozialismus“ und sein Niedergang basieren auf dem Marx'schen „Ausbeutungs“-Irrtum. Sozialstaatlicher Volkskapitalismus statt Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln.
Dieter Holtmann.
- No. 5/1991 The Distribution of Income in Modern Japan: An Examination of the Structural Determinants of Relative Equality.
Harold R. Kerbo.
- No. 1/1992 Diplomabschlüsse im integrierten Studiengang Sozialwissenschaften an der Universität-GH-Duisburg. Eine empirische Analyse der erfolgreich absolvierten Diplomprüfungen im Zeitraum 1977 - 1990.
Holger Meinken.
- No. 2/1992 Narzißmus, soziale Einbindung und Suizid. Eine vergleichende Analyse des Suizidgeschehens in Kempten (Allgäu) und seines ländlichen Umfelds im Lichte soziologischer und psychologischer Theorie.
Heidi Hlawatschek.
- No. 3/1992 Die parlamentarische Willensbildung in portugiesischen Gemeinden.
Wolfgang Holler, Marcelino Passos
- No. 4/1992 Techniken der Attributdatenanalyse.
Uwe Engel
- No. 5/1992 Karrieremuster in der Kommunalpolitik. Eine empirische Untersuchung am Beispiel von Dinslaken und Duisburg.
Andreas Humpert
- No. 1/1993 Zur relativen Bedeutung eines Klassenkonzepts bei der Erklärung von Einkommens- und Bewußtseinsunterschieden in zehn entwickelten Industriegesellschaften.
Thomas Hagelstange, Brigitte Hamm, Dieter Holtmann
- No. 2/1993 Die Selbstzuschreibung extra-funktionaler Fähigkeiten im Ingenieurstudium. Eine geschlechtervergleichende empirische Untersuchung.
Dorothee Laß
- No. 3/1993 Prozesse der Entvertikalisierung in der japanischen Gesellschaft.
Brigitte Hamm
- No. 4/1993 Sozialstrukturelle Modernisierung: Stabilisierung oder Destruierung des Wohlfahrtsstaates?
Jürgen Krüger
- No. 5/1993 Organisation und Motivation (I).
Wolfgang Holler

- No. 6/1993 Solidarität in Bewegung. Die französischen Krankenschwestern verändern ihre Perspektiven.
Ingo Bode
- No. 7/1993 Japanese Corporations in Germany: Corporate Structure and Employee Relations
(A Summary Report).
Harold R. Kerbo, Elke Wittenhagen, Keiko Nakao
- No. 1/1994 Organisation und Motivation (II).
Wolfgang Holler
- No. 2/1994 Kulturelle Nebensächlichkeiten und private Geselligkeit: Zu institutionellen Formen einer beliebten Koalition Vorüberlegungen zu einem theoretischen Orientierungsrahmen für die Deskription und Analyse privater Öffentlichkeit.
Christoph Rülcker, Günter Winter, Mitarbeit: Gerd Bloch
- No. 3/1994 Kollektives Handeln und Ambiguität. Die Regulierung atypischer Beschäftigungsverhältnisse in Frankreich und Deutschland.
Ingo Bode, Hanns-Georg Brose, Stephan Voswinkel
- No. 4/1994 Einführung in Windows 3.1; Einführung in Word für Windows 2.0.
Thomas Bruns, Günter Winter
- No. 5/1994 Einführung in SPSS für Windows.
Peter Höllmer, Günter Winter
- No. 6/1994 Schnäppchenmärkte. Zu einer schattenwirtschaftlichen Besonderheit.
Christoph Rülcker; Günter Winter
- No. 1/1995 Zur Differenzierung des sinnlichen Geschmacks: Von der Lust zur Krise der Gourmets.
Andrea Dederichs
- No. 2/1995 Studienfach als Differenzierungsmerkmal. Ein empirischer Beitrag zur Analyse studentischer Lebenswelten.
Josef Köster
- No. 1/1996 Arbeitslosigkeit und Sucht: Eine qualitative Studie zu Suchtkarrieren von Arbeitslosen.
Forschungsgruppe Langzeitarbeitslosigkeit: Thomas Schweer (inhaltlich verantwortlich), Hermann Strasser, Gabriele Klein, Thomas Bongartz, Klaus Gröhnke
- No. 2/1996 Soziale Netzwerke bei Langzeitarbeitslosen.
Forschungsgruppe Langzeitarbeitslosigkeit: Klaus Gröhnke (inhaltlich verantwortlich), Hermann Strasser, Thomas Bongartz, Gabriele Klein, Thomas Schweer
- No. 3/1996 Lohnemanzipation in Europa: Synoptische Beurteilung der Gleichstellung abhängig beschäftigter Männer und Frauen nach ihren Durchschnittsverdiensten in der Europäischen Union.
Wolfgang Gerß
- No. 4/1996 Am Fordismus vorbei: Bauwirtschaft und Gastgewerbe in Deutschland und Frankreich.
Stefan Lücking, Stephan Voswinkel
- No. 5/1996 Generationensolidarität oder Altenmacht - Was trägt (künftig) den Generationenvertrag? Zur politischen Soziologie der staatlichen Alterssicherung.
Jürgen Krüger
- No. 1/1997 „Pumps, leider zu klein...“: Eine empirische Studie über den privaten Gebrauchtwarenhandel via Offertenblatt.
Birgit Kunde, Christoph Rülcker, Ansgar Schulz-Kleyenstüber, Uwe Zander

- No. 2/1997 Leistungen und Leistungspotentiale älterer Menschen, Bilanz und Perspektiven des intergenerationalen Lastenausgleichs in Familie und sozialem Netz, Tagungsband.
Dieter Grunow, Sylvia Herkel, Hans J. Hummell (Hrsg.)
- No. 3/1997 Merkmalsraumbildung und Differenzierung von mehrstelligen Variablen.
Günter Winter
- No. 4/1997 Determinanten der Studiendauer: Differenzen zwischen Studierenden verschiedener Fachbereiche? Ein Zwei-Gruppen-Test.
Josef Köster, Uwe Matzat
- No. 5/1997 Die Arbeitsplatzsuchstrategien von Arbeitslosen. Forschungsprojekt Langzeitarbeitslosigkeit.
Klaus Gröhnke, Hermann Strasser
- No. 1/1998 Arbeitszeitverkürzung, Entgelt und Beschäftigung.
Gerhard Bosch
- No. 2/1998 „Marxloh“. Ansichten über einen Duisburger Stadtteil.
Thomas Rommelspacher, Christoph Rülcker, Ansgar Schulz-Kleyenstüber, Uwe Zander
- No. 1/1999 Marktphilosophien in der Beschäftigungskrise. Zu den Wirksamkeits- und Wirtschaftlichkeitsannahmen im Ersten und Zweiten Arbeitsmarkt.
Achim Trube
- No. 2/1999 Der große Zapfenstreich. Eine soziologische Analyse eines umstrittenen Rituals.
Ulrich Steuten
- No. 3/1999 Sozialwissenschaftliches Praktikum in der amtlichen Statistik. Fallbeispiel: Ergebnisse politischer Wahlen und Strukturmerkmale der nordrhein-westfälischen Gemeinden.
Wolfgang Gerß
- No. 4/1999 Arbeiten für gute Zwecke. Organisation und Beschäftigung im Dritten Sektor.
Ingo Bode, Achim Graf
- No. 5/1999 Bedingungen und Möglichkeiten kreativen und innovativen Handelns: Die wechselseitige Strukturierung von Subjekten und Organisationen. Ideenskizze und Bestandsaufnahme.
Ursula Holtgrewe
- No. 1/2000 Rationalisierung im Dienstleistungssektor – Strategien und Probleme: Ein Literaturbericht.
Bernd Bienzeisler
- No. 1/2002 Arbeitsmarkt und soziales Kapital: Eine komprimierte Darstellung theoretischer Grundlagen und empirischer Befunde.
Peter Runia
- No. 2/2002 Kurzstudie zu einer Todesfallstatistik über Kinder und Jugendliche in Münster/Westf.: Eine Erhebung zu Todesfällen für den Zeitraum 1991-1998.
Jürgen Guggenmos, Sigurd Matz
- No. 3/2002 Transformationspfade intermediärer Wohlfahrtsproduktion: Die Entwicklung der Caritas im deutsch-französischen Vergleich.
Ingo Bode
- No. 4/2002 Vom Payer zum Player – Oder: Krankenkassen im Wandel. Der Fall der AOK und ein vergleichender Exkurs nach Frankreich.
Ingo Bode

-
- No. 5/2002 Methoden und Konzepte wissensintensiver Dienstleistungsarbeit. Arbeitsberichte eines Hauptseminars.
Karen Shire, Bernd Bienzeisler
- No. 1/2003 Unsichere Beschäftigung – unsichere Integration? Auswirkungen destandardisierter Beschäftigung auf die Einbindung in Familie und soziale Netzwerke.
Martin Diewald, Michael Eberle
- No. 2/2003 Erwerbsbiographien von Männern und die sozialen Beziehungen zu Verwandten und Freunden.
Martin Diewald
- No. 3/2003 Die Verbreitung des Crackkonsums in Nordrhein-Westfalen aus der Sicht von Rauschgiftfahndern: Eine explorative Studie.
Thomas Schweer
- No. 4/2003 Der Zwang zur Toleranz oder Die gesellschaftliche Bedeutung der Political Correctness.
Roelf Bleeker-Dohmen
- No. 5/2003 Die Regulierung der Zeitarbeit in Deutschland – Vom Sonderfall zur Normalbranche.
Katrin Vitols
- No. 6/2003 Ist soziale Ungleichheit noch strukturiert? – Zu neuen Perspektiven der Klassenforschung.
Gerd Nollmann
- No. 1/2004 Russlanddeutsche und die Polizei in Duisburg: Zum Vertrauen russlanddeutscher Spätaussiedler in die Polizei.
Steffen Zdun
- No. 2/2004 Polizisten und Asylbewerber in Duisburg.
Marion Lillig
- No. 3/2004 Nutzung von Daten der historischen Statistik in Lehrforschungsprojekten.
Wolfgang Gerß
- No. 4/2004 Benachteiligte Bevölkerungsgruppen in „sozialen Brennpunkten“. Eine Untersuchung zweier Stadtteile in Nordrhein-Westfalen.
Günter Bell
- No. 5/2004 Klassen, Schichten, Lagen und die Deutung sozialer Ungleichheit. Zum weberianischen Aufbruch in der Ungleichheitsforschung
Gerd Nollmann
- No. 6/2004 Mit der Kultur gegen die Kultur. Chancen und Grenzen des Kulturbegriffs bei Niklas Luhmann
Christian Colli